

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

Welcome to Germany – really?

Wie Studierende aus dem Ausland
unsere Willkommenskultur erleben

Unwissen an Gymnasien
DIHK-Chef Eric Schweitzer:
Besser über Berufe informieren

Schön, schräg, draußen
Wie Studierende beim
Wohnheimbau mitbestimmen

Martin Stratmann Präsident der
Max-Planck-Gesellschaft:
»Wir wollen die besten Studenten«

Kennst Du das,
einfach nicht den
Richtigen zu finden?

Viele Blutkrebs-Patienten auch.

Oft suchen sie vergeblich nach einem passenden Stammzell-Spender.
Hilf mit und rette Leben: Registrier' Dich jetzt auf www.dkms.de

Mund auf. Stäbchen rein. Spender sein!

Wir besiegen Blutkrebs.



Im Realitätscheck

»Die Frage nach der Willkommenskultur stellt sich neu und drängender als je zuvor«

Achim Meyer
auf der Heyde

Ouethy Nana Nguessi, die Sie auf dem Cover dieser Ausgabe sehen, kam aus Kamerun nach Deutschland. Sie hat an der Hochschule Darmstadt Elektrotechnik und Informationstechnologie studiert; heute arbeitet die 28-Jährige als Software-Ingenieurin bei der Continental AG in Hannover. „Ich habe mich an der Hochschule Darmstadt sehr wohl gefühlt“, sagt sie, „die Kommunikation zwischen Professoren und Studierenden war wunderbar.“ Ouethy Nana Nguessi ist zweifellos ein Paradebeispiel für die gelungene Integration ausländischer Studierender in Deutschland.

Wir wollten wissen, ob die Integration im deutschen Hochschulsystem überall so gut funktioniert wie in Darmstadt, als wir diese Ausgabe unseres DSW-Journals planten. Uns interessierten die konkreten Erfahrungen ausländischer Studierender mit der viel beschworenen „Willkommenskultur“. Fühlten sie sich, als sie hier ankamen, wirklich willkommen? Willkommenskultur im Realitätscheck.

Dann überholte uns eine ganze neue Realität: die nun auch unmittelbar erfahrbare Flüchtlingstragödie dieses Sommers. Der Begriff Willkommenskultur hat nun eine weit über die Hochschulen hinausgehende Dimension; es geht um den Umgang mit den Flüchtlingen generell in Deutschland. Sicher ist: Zu den ausländischen Studierenden wie Ouethy Nana Nguessi kommen auf lange Sicht nun studierwillige Flüchtlinge, Asylbewerberinnen und Asylbewerber. Die Frage nach der Willkommenskultur stellt sich damit neu - und drängender als je zuvor.

Unsere Autorin Jeanette Goddar beschreibt die alltäglichen Schwierigkeiten ausländischer Studierender. Der Politikwissenschaftler und Bürgerrechtler Roland Roth analysiert die strukturellen Defizite auf dem Weg zu einer echten Willkommenskultur, die auch studierwillige Flüchtlinge umfasst. Und Dieter Lenzen, der Vizepräsident der Hochschulrektorenkonferenz für internationale Angelegenheiten, fordert, die Hochschulen müssen „Vorbilder für Integration in ihren Regionen“ sein. S. 12

Wir bleiben international, bei einem weiteren Thema: Anlässlich des Forschungsgipfels 2015 pries Martin Stratmann, der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, das Collegemodell in Cambridge als Vorbild. Im dortigen zwanglosen Zusammenkommen von Studierenden, Hochschullehrern und Forschern sehe er einen erfolgreichen Inkubator zur Herausbildung des notwendigen Forschungsnachwuchses und schlug daher die Bildung von „Max-Planck-Schools“ vor. Wir wurden hellhörig, denn das ging auch uns an. Der Präsident einer außeruniversitären Forschungsgemeinschaft entwickelt eine Vision für den Forschungsstandort Deutschland, die außeruniversitäre und universitäre Forschung, die die Studierenden und auch die Studentenwerke einbezieht? Will da ein prominenter Forschungsenker die Agenda für die Forschungsförderung neu aufstellen? Wir wollten zu den „Max-Planck-Schools“ Genaueres wissen, Jan-Martin Wiarda hat für uns nachgefragt. S. 18

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre. Mailen Sie mir, wenn Sie zustimmen, widersprechen oder kommentieren möchten.

Ihr

Achim Meyer auf der Heyde
Generalsekretär des
Deutschen Studentenwerks
» [achim.meyeraufderheyde@
studentenwerke.de](mailto:achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de)





Xiao Chens preisgekrönte Arbeiten.

Good Vibrations

FOTOWETTBEWERB „Ich habe tolle Leute aus verschiedensten Kulturen getroffen, das war einmalig!“ So fasst Xiao Chen den vom Studentenwerk Berlin und dem CROUS Paris, dem Studentenwerk der französischen Hauptstadt, initiierten Fotowettbewerb „Paris X Berlin“ zusammen. Thema: „Vibration“. An zwei Austauschwochenenden lernte der 26-jährige die fünf weiteren studentischen Gewinnerinnen und Gewinner des Wettbewerbs kennen; die Treffen wurden von Workshops und Ausstellungen in den beiden Hauptstädten begleitet. Der aus Beijing stammende Psycho-

logiestudent war über einen Aushang in seinem Berliner Wohnheim auf den Wettbewerb aufmerksam geworden. „Genau das ist unser Anliegen: Kreativität fördern – nicht nur bei Kunststudierenden“, erklärt Frank Thinnies, Bereichsleiter Kultur und Internationales beim Studentenwerk Berlin. „Wir wollen Studierenden Raum geben, Dialoge anstoßen und gerade in Berlin Diversität leben.“ Bei „Paris X Berlin“ sei das gelungen, meint auch Xiao Chen begeistert: „Multikulturalität wurde aus verschiedenen Perspektiven dargestellt.“ **EP** » www.studentenwerk-berlin.de

KURZ GESAGT



»Bundesbauministerium fördert studentisches Wohnen mit über 120 Millionen Euro«

Das von **Barbara Hendricks** (SPD) geführte Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit am 6.8.2015 über den Kurznachrichtendienst Twitter

Wussten Sie schon, dass ...

...der **staatliche Finanzierungsanteil** der für die **58** Studentenwerke zuständigen Bundesländer lediglich noch **8,7 %** an den **Gesamteinnahmen** der Studentenwerke ausmacht?
Die **Zuschüsse** und **Finanzhilfen** der Länder betragen im Jahr 2014 insgesamt **141,5 Millionen** Euro. Die **Gesamteinnahmen** der Studentenwerke belaufen sich auf **1,625 Milliarden** Euro.
283 Millionen Euro betragen die **Semesterbeiträge**, die die Studierenden an die Studentenwerke entrichtet haben. Das sind **17,4 %** ihrer Gesamteinnahmen.

Quelle: Deutsches Studentenwerk

Foto: Michael Gottschalk/Getty Images, Xiao Chen



Jetzt umsteigen!

PLAKATAKTION #entscheidungsueberdenker_in? prangt es auf Plakaten in 18 Mensen und Cafeterien an den Kölner Hochschulen, und darunter die Aufforderung „Leg' deine Sorgenfalten ab!“: Werbung für die Initiative „Umsteigen“ des Kommunalen Bündnisses für Arbeit Köln, an der auch das Kölner Studierendenwerk beteiligt ist. „Studienverzweiferinnen und -verzweifler werden bei uns beraten – ergebnisoffen und unabhängig“, sagt Gaby Jungnickel von der Psycho-Sozialen Beratungsstelle des Kölner Studierendenwerks. Gemeinsam mit zweifelnden Studierenden sucht sie nach Alternativen im oder zum Studium, etwa einer verkürzten Berufsausbildung oder der unmittelbaren Zulassung direkt zu einer Meister-Prüfung. Die Grundidee: Hochschulen, Unternehmen, Arbeitsagentur und Studierendenwerk in Köln bieten Studierenden berufliche Perspektiven jenseits der Hochschule. Unter anderem über die Industrie- und Handelskammer zu Köln oder die Handwerkskammer ist die Kölner Wirtschaft bei „Umsteigen“ vertreten. „Studierende, die ihr Studium nicht zu Ende führen möchten, sind als potenzielle Fachkräfte für den Kölner Arbeitsmarkt interessant“, heißt es auf der Website des Projekts. Der Bedarf ist da: www.umsteigen-koeln.de wurde schon fast 10 000 Mal aufgerufen. **him** » www.umsteigen-koeln.de



HEIKO SAKURAI



Mensa Backstage

MULTIMEDIA-MENSA Das Studentenwerk Hannover bietet nicht nur vor Ort Führungen durch die Mensa an, sondern auch virtuell in einer kleinen Filmreihe „Mensa Backstage“. Zunächst werden vier Episoden im Multimedia-Portal der „Initiative Wissenschaft Hannover“ veröffentlicht und liefern einen Blick hinter die Kulissen der Hauptmensa. In der ersten Episode von „Mensa Backstage“ (seit Mai 2015 online) erklärt Mensakoch Maik

Noack die Nudelmaschine. Seit Juni 2015 präsentiert der Koch Denny Schwark in der zweiten Episode den „Riesen-Wok“. In Folge drei zeigt Koch Philipp Frank eine Portioniermaschine, die nicht nur für selbstgemachte vegetarische Bratlinge genutzt wird. Im September 2015 folgt die Vorstellung von zwei Kohlputz- und -reibmaschinen durch Gabriele Michaelis. **mer** » <http://wissen.hannover.de>

Liebeserklärung an die Mensa

INSZENIERUNG Das war auch für gestandene Mensabeschäftigte des Studentenwerks Augsburg ungewöhnlich: eine Studentin, die ihr eigenes Porzellangeschirr mitbrachte. Die jede Beilage einzeln in einem Schüsselchen mitnahm. Und das Ganze dann vor dem Essen auch noch auf einem Teller sorgfältig arrangierte und fotografierte. „Ich war in geheimer Mission unterwegs“, lacht die Augsburgener Studentin Lisa Luthardt über ihre Mensa-Besu-

che. „Mein Ziel: die dort angebotenen Gerichte und Beilagen elegant in Szene setzen.“ Das ist ihr gelungen: Im Augsburgers Hochschulmagazin „presstige“, wo sie als Art-Direktorin mitarbeitet, veröffentlichte sie ihre Fotos. Das Essen, sagt Lisa Luthardt, „kann doch ganz gut mit einem bei Weitem teureren Gericht aus einem Restaurant mithalten.“ Und ohnehin sei die Augsburgers Mensa „wunderbar“. *him*

» <http://presstige.org>



Köchin Sandra Roos; Rüdiger Rosenthal, stellvertretender Geschäftsführer des Studierendenwerks Darmstadt; Oberbürgermeister Jochen Partsch; Volker Rettig, stellvertretender Abteilungsleiter Hochschulgastronomie (v.l.n.r.).

Darmstadt isst fair

FAIRTRADE-CITY „Darmstadt trinkt, isst, spielt, kleidet sich... fair!“, ist der Anspruch der „Fairtrade-Stadt Darmstadt“ - und das Studierendenwerk Darmstadt macht mit. In seinen Mensen bietet es täglich vegetarische oder vegane Hauptgerichte, die regional, bio oder fair sind. Für dieses Engagement ist das Studierendenwerk Darmstadt vom Oberbürgermeister ausgezeichnet worden. „Den Studierenden ist eine große Auswahl in dieser Food-Richtung wichtig“, erklärt Jörg Theile, Leiter der Hochschulgastronomie beim Studierendenwerk Darmstadt, „vegane Ernährung wird daher auch in Zukunft ein leitender Gedanke für uns sein.“ Anregungen und Tipps für das Mensaküchenteam gab es bei einer „veganen Klimawoche“ mit Starkoch Björn Moschinski im Juli 2015. „Besonders den Kartoffel-Mangold-Auflauf bereite ich auch zu Hause gern zu“, sagt Köchin Sandra Roos, die dabei war. *EP* » www.darmstadt.de

Fotos: Lisa Luthardt, Studierendenwerk Darmstadt; Stefan Kaminski, Die Linke, privat; Nina Altmann

EINE FRAGE ...

„Haben wir wirklich eine Überakademisierung in Deutschland?“

Antworten von den Bildungsexperten der Bundestagsfraktionen



Kai Gehring **MdB**
Bündnis 90/Die Grünen

Nein, das ist eine Geister-Debatte. Wir brauchen mehr Meister und mehr Master. Jeder soll sich frei zwischen Ausbildung und Studium entscheiden können. Statt Bildungsblockaden und Fachkräftemangel braucht es eine Ausbildungsgarantie und die Öffnung der Hochschulen, damit es mehr Arbeiterkinder als „Studierende der ersten Generation“ auf den Campus schaffen.

» www.kai-gehring.de



Nicole Gohlke **MdB**
Die Linke

Davon kann keine Rede sein. Noch immer ist die Verwirklichung der freien Studien- und Berufswahl – unabhängig von der sozialen Herkunft – nicht realisiert. Wer die Attraktivität der beruflichen Bildung erhöhen möchte, sollte sich für gute Arbeitsbedingungen und faire Löhne einsetzen, anstatt für Beschränkungen und Quoten zum Studium.

» www.nicole-goehle.de



Ernst Dieter Rossmann **MdB**
SPD

Nein. Wir brauchen beides, mehr Akademiker für den wachsenden Bedarf in der Berufswelt von morgen und zugleich ein sehr gutes Berufsbildungssystem. Beide Bereiche müssen attraktiver und erfolgreicher werden mit mehr Durchlässigkeit und der Senkung von Abbruchquoten.

» www.ernst-dieter-rossmann.de



Albert Rupprecht **MdB**
CDU/CSU

Eine wichtige Frage, denn der Fachkräftemangel nimmt zu. Berufliche und akademische Bildung sind gleichwertig. Beide bieten spannende Perspektiven. Jeder sollte sich also fragen: Welchen Weg gehe ich? Der Bund fördert diese individuellen Bildungswege – mit Berufsorientierung, mehr BAföG, Meister-BAföG und neuen Studienplätzen.

» www.albert-rupprecht.de



Stadt mit Charme

HOCHSCHUL-MARKETING Oberbürgermeister Wolfram Leibe gerät ins Schwärmen: „Trier ist die älteste Stadt Deutschlands und zugleich eine junge Stadt. Die 20 000 Studierenden beleben die Stadt und sind eine Bereicherung. Hier, im Herzen Europas, umgeben von Kultur und schönen Landschaften, bietet Trier exzellente Studienbedingungen. Wem diese Worte nicht genügen, der kann sich gerne auf der Seite www.studier-in-trier.de oder noch besser vor Ort überzeugen lassen.“ „Trier ist phantastisch“, schwärmt auch Andreas Wagner, Geschäftsführer des Studierendenwerks Trier, „die Stadt hat eine lebendige Kneipenszene, eine tolle Größe, ist gut erschlossen.“ Mehr als 100 Studiengänge in elf Fachbereichen stehen zur Auswahl. Um Studieninteressierte aus aller Welt von den Qualitäten Triers zu überzeugen, hat das Studierendenwerk gemeinsam mit der Stadt und den beiden Hochschulen das Onlineportal www.studier-in-trier.de neu aufgelegt. Es liefert Informationen rund um Studium und Leben in der ältesten Stadt Deutschlands. Campuspläne und eine Übersichtsseite mit den wichtigsten städtischen „Die Stadt bietet einen besonderen Charme“, sagt Andreas Wagner – und könne mit manchen landläufig hochgelobten Hochschulstandorten locker mithalten. *mer* » www.studier-in-trier.de

Fotos: Studierendenwerk Trier, Studierendenwerk Göttingen

Deutschland als App

INTERNATIONALISIERUNG Bunte Illustrationen, kurze Videos und übersichtliche Listen - gleich drei kostenlose Apps richten sich an ausländische Studierende und Arbeitssuchende in Deutschland.

Im **Karriere-Kompass Deutschland** finden Nutzer klar strukturierte Hinweise auf Deutsch und auf Englisch sowie hilfreiche Links - beispielsweise zu den Servicepaketen der Studentenwerke für ausländische Studierende.

Die App **idormDict** basiert auf dem „Illustrierten Wohnheimwörterbuch“ des Deutschen Studentenwerks, das in Zusammenarbeit mit dem Studierendenwerk Bielefeld entwickelt wurde. Die Informationen in dieser App erscheinen auf Deutsch, Englisch und Chinesisch - mit Aussprachehilfe. Einziger Nachteil: Die

App funktioniert bisher nicht auf jedem Smartphone/Mobiltelefon. **JinGER** richtet sich an qualifizierte Fachkräfte aus der EU. Die App liefert in spielerischem Design Informationen zur Jobsuche sowie Wissenswertes für den Alltag in Deutschland - vom Händeschütteln bis zum Fußballverein - auch ein Quiz ist vorhanden. *EP*



Karriere-Kompass Deutschland



idormdict



JinGER



Gesucht: Zimmer für Erstsemester

WERBE-AKTIONEN Alle Jahre wieder: Auch wenn ihre Wohnheime voll belegt sind, engagieren sich die Studentenwerke zum Wintersemester 2015/2016 für Wohnraum für Studierende. Gemeinsam mit den Hochschulen und den Städten appellieren sie an private Vermieter, bei freien Zimmern an die Studierenden und

Erstsemester zu denken. In Göttingen tragen Busse die Botschaft „Zimmer frei? Studi herbei!“ des Studentenwerks Göttingen auf die Straße. Das Studierendenwerk Freiburg wirbt unter anderem auf Trams und Brötchentüten. Mobile Werbung für eine gute Sache. *sg* » www.studentenwerk-goettingen.de



Ausgezeichnete Wohnheime

ARCHITEKTUR-PREISE Die Wuppertaler Studierendenwohnhäuser „Im Ostersiepen 9 - 11“ und „Max-Horkheimer Straße 18“ wurden vom Land und der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen als „vorbildliches Bauwerk in Nordrhein-Westfalen“ ausgezeichnet. Es ist bereits die fünfte Auszeichnung für die Häuser, die vom Wuppertaler Architektur Contor Müller Schlüter geplant wurden, getreu deren Motto: „Wir bauen keine eintönigen Studentenbuden“. Die drei Studierendenwohnhäuser mit ihren insgesamt 84 möblierten Apartments werden nur so überschüttet mit Architekturpreisen. Im vergangenen Jahr erhielten sie etwa den „Bauherrenpreis“. „Die Auszeichnung ist eine weitere Würdigung unserer Bemühungen, moderne studentische Wohnbedürfnisse mit nachhaltigen ökologischen Anforderungen zu verbinden“, freut sich Fritz Berger, Geschäftsführer des Hochschul-Sozialwerks Wuppertal. Die drei Häuser sind moderne Passivhäuser und können bei sich ändernder Nachfrage leicht zu Sozialwohnungen umgebaut werden. *him*
 » www.hochschul-sozialwerk-wuppertal.de

IMPRESSUM

DSW-Journal, Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
 Ausgabe 3/2015, 10. Jahrgang

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber:
 Deutsches Studentenwerk e.V.,
 Monbijouplatz 11, 10178 Berlin

Verantwortlich:
 Achim Meyer auf der Heyde,
 Generalsekretär

Redaktionsleitung: Stefan Grob (sg),
stefan.grob@studentenwerke.de

Redaktion: Sabine Jawurek (jaw)

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
 Tino Barge, Christian Füller, Jeannette Goddar,
 Armin Himmelrath (him), Simon Kerbusk,
 Britta Mersch (mer), Eleonora Pauli (EP),
 Prof. Dr. Dieter Lenzen, Roland Roth, Prof. Dr.
 Manfred Spitzer, Jan-Martin Wiarda

Grafik: Atelier Hebing,
www.atelierhebing.de

Karikatur: Heiko Sakurai

Illustration: Jacqueline Urban

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH,
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner,
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
 Es gilt die Anzeigenpreisliste vom
 1. Januar 2015

Redaktionsanschrift:
 Deutsches Studentenwerk e.V.
 Redaktion DSW-Journal
 Monbijouplatz 11
 10178 Berlin
 Tel.: +49(0)30-29 77 27-20
 Fax: +49(0)30-29 77 27-99

E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
Internet: www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Fotos: Studierendenwerk Bonn, Sandra Kühnapfel, Katrin Meilcher

PERSONALIA

An der Spitze



HANS JÜRGEN HUBER ist seit dem 1. Juli 2015 Geschäftsführer des Studierendenwerks Bonn, das rund 40 000 Studierende versorgt. Er studierte Wirtschaftswissenschaften an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt mit dem Schwerpunkt Management von öffentlichen Betrieben und Non-Profit-Organisationen. Die Sozialwirtschaft ist seine Berufung. Huber war in mehreren Krankenhäusern leitend tätig, zuletzt als Verwaltungsdirektor des Klinikums Niederberg in Velbert. Der 48-jährige Diplom-Kaufmann ist überzeugter Wahl-Bonner, verheiratet und hat zwei Kinder, die bald im studierfähigen Alter sind. *sg*
 » www.studierendenwerk-bonn.de



ANDREA KLUG Vizepräsidentin des Deutschen Studentenwerks, ist ab dem Wintersemester 2015/2016 Präsidentin der Ostbayerischen Technischen Hochschule (OTH) Amberg-Weiden. Die 50-jährige Oberpfälzerin arbeitete erst als Staatsanwältin und Richterin, bevor sie im Jahr 2000 die akademische Laufbahn einschlug. Klug war viele Jahre Vizepräsidentin der OTH Amberg-Weiden, unter anderem zuständig für Lehre und Studium und Akkreditierung. Die Wirtschaftsjuristin lehrt Gewerblichen Rechtsschutz und Wirtschaftsprivatrecht; sie ist auch Mitglied in der Vertreterversammlung des Studentenwerks Oberfranken. *sg*
 » www.oth-aw.de

SERIE TEAMWORK im Studentenwerk

9 10 11 12 13 14 15 16



VIER ENGEL FÜR STUDIERENDE

Das Team der Café Lounge des Studentenwerks Schleswig-Holstein
 Diese Damen sind wegen ihrer Freundlichkeit auf dem gesamten Flensburger Campus bekannt. Sie arbeiten in der Café Lounge des Studentenwerks Schleswig-Holstein. Hier servieren sie den Studierenden täglich Snacks, Brötchen, süße Leckereien und Getränke. Dazu bieten sie gerne etwas Lebenshilfe an oder sind Kummerkasten:

Hildegard Falck (r.) leitet das Café, Monika Dechow (3.v.r.) belegt Brötchen und Baguettes, Carmen Greggersen (2.v.r.) und Kirsten Leib (l.) stehen hinter der Theke. Das Team arbeitet seit 2002 erfolgreich zusammen – mit viel Fachkenntnis, Engagement und Humor: So ist Hildegard Falck dafür berühmt, dass sie alle 17 Teesorten in weniger als 30 Sekunden aufzählen kann. *jaw* » www.studentenwerk.sh

der ausländischen Studierenden zeigt: Für sie ist die Wohnungssuche das größte Problem. Fast jeder zweite hat Schwierigkeiten, ein Zimmer zu finden. 37 Prozent der ausländischen Studierenden in Deutschland bevorzugen das Wohnheim, bereits rund 66 000 der insgesamt 190 000 Wohnheimplätze bei den Studentenwerken sind von ausländischen Studierenden belegt.

„Man lernt nichts im Restaurant“

Ein weiteres typisches Problem ist der Spracherwerb; wer kein Deutsch kann, kommt möglicherweise im Seminar, nicht aber beim Einkaufen und bei der Jobsuche gut zurecht. Ramkumar Sukumar paukte sich in weiser Voraussicht bereits im Goethe-Institut in Indien bis auf das alltagstaugliche Sprachlevel B2.1. „Das ist ein Riesenvorteil“, findet er, „viele Informationen gibt es nur auf Deutsch. Und es mindert den Kulturschock.“ Li Du bemängelt, es gäbe immer noch zu wenige passgenaue Angebote für ausländische Studierende in Deutschland. Anna Balashova sagt, in Münster seien jüngst Gebühren für Sprachkurse eingeführt worden: „Das ist völlig kontraproduktiv.“ Geld ist ein weiteres leidiges Thema; hier zeigt die DSW-Studie, dass das finanzielle Problem umso größer ist, je weiter das Herkunftsland entfernt ist. Im Durchschnitt haben ausländische Studierende 115 Euro weniger im Monat zur Verfügung als deutsche. Dazu kommt: Keine Statistik der Welt gibt Aufschluss darüber, wie viele talentierte junge Menschen erst gar nicht nach Deutschland kommen, weil sie es sich nicht leisten können.

Wer hier ist, darf 120 ganze Tage im Jahr arbeiten, bis 2012 waren es nur 60 Tage. Warum das nicht reicht, macht Anna Balashova deutlich: Als Betriebswirtschaftslehre-Studentin sollte sie so viel Praxis wie irgendwie möglich sammeln. „Leider werden Praktika mitgezählt, aber meistens kaum bezahlt“, sagt sie, „also müssen viele von uns die ganzen 120 Tage im Restaurant arbeiten. Das macht sich aber nicht sehr gut im Lebenslauf. Und lernen tut man auch nichts.“

Zugangstor Hochschule

Apropos Lebenslauf, Netzwerke, Beruf: Da wird es noch einmal richtig schwierig für ausländische Studierende. Zwar wollen 80 Prozent der ausländischen Masterstudierenden in Deutschland bleiben, doch das klappt längst nicht immer, jedenfalls nicht auf dem gewünschten Niveau: „Nahezu jeder dritte ist nach einem Jahr weiterhin auf der Suche nach einem passendem Arbeitsplatz“, sagt Simon Morris-Lange, der für den Forschungsbereich des Sachver-

ständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) das „Zugangstor Hochschule“ untersucht hat. Gründe dafür gibt es viele; unter ihnen einige, an denen Hochschulen arbeiten könnten: Mit 56 Prozent unterhält kaum mehr als jedes zweite Career Center spezielle Angebote für ausländische Studierende - Bewerbungstrainings etwa, oder Laufbahnberatung. Hauptgrund, etwas nicht zu tun, erklärt Morris-Lange, sei nicht ein Mangel an gutem Willen, sondern an Ressourcen. Mehr als jedes zweite Career Center einer deutschen Hochschule hat weniger als zwei Vollzeitstellen - für alle Studierenden.

Konkret schlägt der SVR-Forschungsbereich vor, Unterstützungsangebote sollten früher ansetzen und das gesamte Studium begleiten. Und sie sollten sich, wie es beispielsweise in Kanada bereits geschieht, stärker mit der Welt vor den Hochschultoren vernetzen: mit Arbeitgebern und Agenturen für Arbeit, mit den Kommunen. „Da steht Deutschland noch ganz am Anfang“, sagt Morris-Lange. Insgesamt betrachtet, das sagt er auch, stünden andere Länder mit ihren Angeboten allerdings nicht unbedingt besser da.



»Gebühren für Sprachkurse sind völlig kontraproduktiv«

Anna Balashova, 27, aus Russland, dort mit einem ersten Studienabschluss in Englisch und Geschichte, studiert Betriebswirtschaftslehre an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster



DIE AUTORIN
Jeannette Goddar arbeitet als freie Journalistin in Berlin und München. Die Schwerpunkte Schule, Hochschule, Migration und Interkulturelles begleiten sie seit Langem
» www.journalistenetage.de/jeannette-goddar

STUDENTENWERKE AKTIV FÜR FLÜCHTLINGE

+++ Förderprogramm 1 000 Euro am Studienanfang und -ende: Studentenwerk Berlin **+++ Essensversorgung:** unter anderem Studentenwerke Leipzig, Erlangen-Nürnberg, Studierendenwerk Siegen, voraussichtlich auch Studierendenwerk Paderborn **+++ Kitaspielplatz** für Flüchtlingskinder: Studierendenwerk Siegen **+++ Studentenwerks-Café umfunktionierte** für Flüchtlingsverpflegung: Studentenwerk Frankfurt am Main **+++ Räume für Gebet und Aufenthalt:** Studentenwerk Chemnitz-Zwickau **+++** (Auswahl, Stand 15.9.2015)

Fotos: privat

Foto: UHH/Dichant

STUDIUM: ZUWANDERUNGSLAND DEUTSCHLAND

Rund **301 000** ausländische Studierende waren im Jahr 2014 an deutschen Hochschulen eingeschrieben, das sind 7 Prozent mehr als 2013.

Nach den **USA** und **Großbritannien** ist **Deutschland** das beliebteste Ziel.

Nach dem Willen von Bund und Ländern soll die Zahl ausländischer Studierender bis zum Jahr 2020 auf **350 000** steigen.

85 Prozent kommen als „Free Mover“ nach Deutschland, also nicht über ein Austauschprogramm.

Ausländische Studierende haben mit 749 Euro im Monat 115 Euro **weniger** zur Verfügung als deutsche.

Für mehr als die Hälfte ist der Nebenjob die wichtigste Finanzierungsquelle.

37 Prozent wohnen in einem Wohnheim.

Die vier größten Probleme: Wohnungssuche, zu wenig Kontakt mit deutschen Studierenden, schwierige Orientierung im deutschen Hochschulsystem, Probleme bei der Studienfinanzierung.

11 Prozent der ausländischen Studierenden haben Kinder. Bei den deutschen sind es 5 Prozent.

Quelle: Deutsches Studentenwerk

Wir sollten sie nicht warten lassen

FLÜCHTLINGE Die Hochschulen müssen studierwilligen Flüchtlingen möglichst unbürokratisch zu Normalität verhelfen, sagt Dieter Lenzen, Vizepräsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) für internationale Angelegenheiten.

Herr Lenzen, unter den Flüchtlingen, die täglich nach Deutschland kommen, sind viele Studierwillige. Was bedeutet das für Deutschlands Hochschulen?

„Ein großer Teil der Hochschulen ist bereits sehr engagiert. Besonders erfreulich sind die studentischen Initiativen, die mit Unterstützung der Hochschulen Flüchtlinge rechtlich beraten, bei Behördengängen begleiten, ihnen bei der Wohnraumsuche oder beim Deutschunterricht helfen. Für die Aufnahme, den Hochschulzugang und die Studienvorbereitung entwickeln Hochschulen zunehmend besondere Angebote. An erster Stelle werden für viele Flüchtlinge das Sprachenproblem und die Studienvorbereitung stehen.“

Mit wie vielen Studierwilligen zu rechnen ist, kann derzeit niemand seriös sagen. Aufgrund der vielen Anfragen an die HRK in den vergangenen Wochen bin ich aber überzeugt, dass die Hochschulen die Herausforderungen in jedem Fall annehmen. Ich würde mir wünschen, dass sie als Vorbilder für Integration in ihren Regionen wirken werden. Es ist allerdings absehbar, dass sie angesichts ihrer per se extrem angespannten Haushalte schnell an ihre persönlichen und finanziellen Grenzen stoßen werden. Wir werden dabei auf zusätzliche öffentliche Mittel angewiesen sein.“

Die Hochschulen und Bundesländer sind unterschiedlich aktiv, es gibt das Schnupperstudium für Flüchtlinge, ein Studium

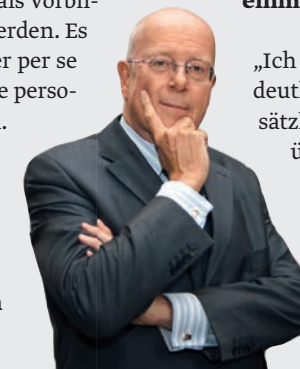
ohne Zeugnisse in Niedersachsen. Da die Hochschulzulassung noch in die Rahmenkompetenz des Bundes fällt: Plädieren Sie für ein bundesweit einheitliches Verfahren?

„In ungewöhnlichen Situationen sind ungewöhnliche Maßnahmen erforderlich. Das heißt, jeder Bürokratismus, zum Beispiel bei dem Nachweis der Hochschulzugangsberechtigung, der Rekonstruktion von Bildungsbiografien oder der Feststellung von Studierfähigkeit, sind zu vermeiden. Man darf den Fächern getrost zutrauen, dass sie in der Lage sind, die Studierfähigkeit im Studium selbst festzustellen.“

Warum begrüßen Sie die ab kommendem Jahr geltende Regelung im BAföG, dass zwischen geklärtem Aufenthaltsstatus und Studienaufnahme 15 Monate liegen müssen? Sollen studierwillige Asylbewerber sechs bis 12 Monate auf Anerkennung warten - und dann noch einmal 15 Monate auf das BAföG?

„Ich habe positiv kommentiert, dass die Wartezeit deutlich und früher als geplant reduziert wird. Grundsätzlich sollten wir aber studierwillige Asylbewerber überhaupt nicht warten lassen. Nach den Erfahrungen, die diese während der Flucht gemacht haben, sollte Normalität zu erreichen das vorrangigste Ziel sein.“

Der Erziehungswissenschaftler Dieter Lenzen ist Präsident der Universität Hamburg



Deutschland, freue Dich? Nein

WILLKOMMENSKULTUR Die wenigsten Hochschulstädte wissen etwas mit ausländischen Studierenden anzufangen, nicht einmal im Kampf gegen Rechts. Und: 20 Prozent der Flüchtlinge, die jetzt nach Deutschland kommen, wollen hier studieren.

Ein Einwurf von Roland Roth

Die wachsende Zahl von Studierenden, die aus dem Ausland an deutsche Hochschulen kommen, wird gerne zum Anlass für Selbstlob genommen. Die Hochschulen feiern ihre gelungene Internationalisierung. Auch die politisch Verantwortlichen in Bund und Ländern berauschen sich an den großen Zahlen. Ein weiteres „Deutschland, freue Dich!“? Nicht ganz, denn auf dem Wege zu einer gelungenen Willkommenskultur für internationale Studierende gibt es noch zahlreiche Baustellen.

Die deutschen Zahlen liegen allenfalls im Trend, denn der globale Hochschulmarkt entwickelt sich sehr dynamisch. Der deutsche Anteil daran ist sogar leicht rückläufig – obwohl ausländische Studierende in Deutschland besonders preisgünstige und vergleichsweise prestigeträchtige Studienangebote erwartet. Ob die Bundesrepublik ihre Rolle als Global Player in der tertiären Bildung sichern oder ausbauen kann, ist offen.

Nachdenklich stimmen die Befunde aus einigen neueren Studien. Sie belegen Qualitäts-, Integrations- und Betreuungsprobleme. Mit rund 40 Prozent liegt die Studienabbruchquote bei ausländischen Studierenden mehr als doppelt so hoch wie bei deutschen. In dieses Bild passen auch die anhaltenden Klagen über mangelhafte Sprachkompetenzen und die geringen Kontakte mit deutschen Studierenden. Trotz zahlreicher Modellprogramme zur Internationalisierung, trotz vieler guter Ansätze in einzelnen Hochschulen und der eingespielten Unterstützungspraxis von Studentenwerken und Studierendenorganisationen scheinen viele der

ausländischen Studierenden doch vergleichsweise schlecht integriert.

Dieses gilt leider auch für ihre Präsenz in den Universitätsstädten. Die Kommunalpolitik scheint mit ihnen – jenseits der Wohnungsfrage – wenig anfangen zu können. Sie kommen und gehen, ohne in das lokale Geschehen integriert worden zu sein. Viele deutsche Kommunen verfügen über detaillierte Integrationskonzepte und betonen eine Ressourcen- statt eine Problemperspektive, wenn es um Zugewanderte geht. Dass ausländische Studierende über solche Ressourcen verfügen, findet nur in wenigen kommunalen Integrationskonzepten – auch von ausgesprochenen Universitätsstädten – Beachtung. Eine bemerkenswerte Ausnahme bietet die Stadt Frankfurt am Main, die Studierende aus dem Ausland als wichtige Akteure einer ökonomisch wie politisch gewünschten Diversität und Internationalisierung anspricht. Heidelberg gehört zu den wenigen Städten, in deren Integrationsrat ausländische Studierende über reservierte Sitze verfügen. In Nür-

Die Kommunen können mit ausländischen Studierenden wenig anfangen«

Foto: privat (Autor)

20% der Flüchtlinge wollen hier studieren«

tingen werden ausländische Studierende gezielt angesprochen, wenn es um das bürgerschaftliche Engagement geht. All das sind Versuche, die Interessen und Fähigkeiten einer biografisch sehr mobilen und personell häufig wechselnden Gruppe der lokalen Bevölkerung ins Gemeinwesen einzubinden, sie „einzubürgern“ und zu anerkannten Akteuren in der Kommune zu machen. Oft bleibt es beim bloßen Stadtmarketing.

Wer Internationalisierung und Vielfalt an den Hochschulen will, muss sich auch mit den Widerständen auseinandersetzen. An Konzepten für eine interkulturelle Öffnung mangelt es nicht. Gleichwohl steckt noch vieles in den Kinderschuhen, und oft bleibt es bei singulären Initiativen. Ausländerfeindliche Übergriffe auf Studierende der Hochschule Harz waren im Jahr 2001 Anlass für die Gründung eines Bürger-Bündnisses in Wernigerode, das sich für Weltoffenheit und Demokratie in einer Region einsetzte, die zu dieser Zeit ein Hotspot der rechtsextremen Szene des Landes Sachsen-Anhalt war. Die Dresdner „Pegida“-Mobilisierung des vergangenen Winters hat deutlich gemacht, wie wenig es bislang gelungen ist, die beachtliche Präsenz von ausländischen Studierenden in dieser Stadt zu nutzen, um Ressentiments und Fremdenfeindlichkeit abzubauen.

In den vergangenen Jahren hat sich eine weitere Baustelle aufgetan. Ausländische Studierende, von denen in der Bundesrepublik mehr als die Hälfte Abschlüsse in MINT-Fächern anstrebt, sind zu einer bevorzugten Zielgruppe der Fachkräfte-Offensive von Bund und Ländern geworden. Angesichts des deutlichen Fachkräftemangels in einigen Regionen und Berufen scheinen sie die idealen Zuwanderer zu sein: hoch qualifiziert und mit den deutschen Verhältnissen und der deutschen Sprache leidlich vertraut. Nachdem ausländerrechtliche Hürden in den vergangenen Jahren deutlich abgesenkt worden sind, scheint das „Zugangstor Hochschule“ für den deutschen Arbeitsmarkt offen. Gleichwohl verwirklicht – je nach Berechnung und Studie – nur ein Drittel bis zur Hälfte der ausländischen Studierenden die ursprüngliche Bleibeabsicht. Offensichtlich fehlt häufig der Zugang zum Arbeitsmarkt.

Wir brauchen koordinierte Anstrengungen von Hochschulen, regionaler Wirtschaft, Politik und Verwaltung, von Studentenwerken und Studierendenorganisationen, lokaler Zivilgesellschaft und nicht zuletzt von Migrantenorganisationen. Sie können gemeinsam Bleibewünsche verstärken, frühzeitig über Möglichkeiten und Anforderungen des deutschen Arbeitsmarkts informieren, konkrete Betriebserfahrungen ermöglichen, Jobbörsen abhalten, Unternehmen für die internationalen Fachkräfte öffnen und vieles andere mehr. Es geht um regionale Netzwerke, die dieses Übergangsmanagement vorantreiben. Gemessen an den zuweilen dramatischen Meldungen über den Fachkräftemangel ist die Anzahl solcher Netzwerke noch erstaunlich gering.

Schließlich gibt es unerwartet eine neue Gruppe von potenziellen ausländischen Studierenden: Flüchtlinge aus den Kriegsgebieten des Nahen Ostens, Nordafrikas und aus Afghanistan. Die beeindruckend praktizierte Willkommenspraxis auf Bahnhöfen und in Erstaufnahmeeinrichtungen muss in eine alltägliche Willkommenskultur münden, die den Flüchtlingen nicht nur unmittelbare Hilfe, sondern auch eine Perspektive eröffnet. Hochschulen können und sollten dazu einen wichtigen Beitrag leisten. Schätzungen zufolge wollen rund 20 Prozent der Flüchtlinge, die im Sommer und Herbst 2015 in die Bundesrepublik gekommen sind, hier studieren. Erste Vorschläge und Projekte setzen auf eine beschleunigte Anerkennung von im Herkunftsland erworbenen Schulabschlüssen und Studienleistungen. Feststellungsprüfungen sollen bereits in den Erstunterkünften organisiert werden. Die jüngste Flüchtlingsbewegung bietet einen gewichtigen Grund mehr, an den diversen Baustellen einer Willkommenskultur für ausländische Studierende zügig weiterzuarbeiten.



DER AUTOR
Roland Roth ist Bürgerrechtler und Experte für bürgerschaftliches Engagement und soziale Bewegungen in Deutschland; er lehrte bis 2014 Politikwissenschaft an der Hochschule Magdeburg-Stendal



»Wir müssen uns zusammentun«

MARTIN STRATMANN Die deutschen Universitäten können mit der Weltspitze nicht mithalten, klagt der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Deshalb will er in neuen „Schools“ die Besten aus universitärer und außeruniversitärer Forschung mit den besten Studierenden zusammenbringen. Seine Maxime: Professionalisierung statt Elite.

TEXT: Jan-Martin Wiarda **FOTOS:** Fabian Helmich

Ich möchte mit dem Thema Breitenförderung beginnen: Hat ein Max-Planck-Präsident dazu überhaupt etwas zu sagen?

Unbedingt. Natürlich ist die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) besonders interessiert an einer Klientel junger Menschen, die sich stark für Wissenschaft begeistert und die zu außerordentlichen Leistungen imstande ist. Aber eine solche Gruppe entsteht ja nicht aus dem Nichts. Sie entsteht aus einer Gemeinschaft heraus, die auch in der Breite leistungsfähig ist. Insofern sind Breite und Spitze miteinander kommunizierende Systeme.

Das setzt voraus, dass alle Menschen dieselben Chancen haben, in die Spitze vorzudringen. Ist das so? Kommen tatsächlich die Besten durch oder die Privilegiertesten?

Der Umstand, dass heute 50 Prozent eines Altersjahrgangs studieren, zeigt, dass zumindest eine gewisse Chancengleichheit gegeben ist. Ich selbst habe an der Ruhr-Universität Bochum studiert, in einer Region, die

geprägt ist von vielen Menschen, die in den vergangenen Jahrzehnten zugewandert sind. Deren Eltern nicht studiert haben und die trotzdem an die Hochschulen strömen, um dort eine Ausbildung zu bekommen, die sich international sehen lassen kann. Ich glaube, das ist eine Errungenschaft, die in Deutschland oft nicht hinreichend wahrgenommen wird.

Dass Sie vom Modell Bochum schwärmen, ist neu. Normalerweise sprechen Sie über Universitäten wie Oxford, Cambridge oder Stanford.

Wir neigen tatsächlich dazu, angelsächsische Universitäten als Maßstab zu nehmen - wahrscheinlich müssen wir das auch. Aber wir dürfen nicht den Versuch unternehmen, sie kopieren zu wollen. Ein guter deutscher Universitäts-Absolvent - ob Ingenieur, Chemiker oder Physiker - hat keine Probleme, irgendwo in der Welt einen Platz zum Promovieren zu finden. Die universitäre Ausbildung bei uns funktioniert in ihrer Breite bislang sehr gut. Wir haben unsere Hochschulen in der

Fläche so gut aufgestellt, dass eben auch Kinder aus Familien, deren Einkommen gering sind, die Chance haben, zu studieren.

Zeichnen Sie da nicht ein arg romantisches Bild? In Wirklichkeit ist unser Bildungssystem doch alles andere als leistungsorientiert. Die führenden Köpfe in der Wissenschaft stammen fast ausnahmslos aus Akademiker-Elternhäusern.

Natürlich hat das Elternhaus einen prägenden Einfluss – das will ich gar nicht leugnen. Ich selbst bin in einem evangelischen Pfarrhaus groß geworden und bin dadurch früh mit Büchern konfrontiert worden, mit einem gewissen intellektuellen Anspruch. Niemand kann die Umgebung ausblenden, in der er aufwächst. Das gilt für die Kinder von Akademikern genauso wie für die Kinder von Handwerkern. Auch die Erlernen im Elternhaus Fähigkeiten, die ihnen später ermöglichen, zum Beispiel den Beruf ihrer Eltern mit hoher Professionalität auszuüben. Was sicherlich der Grund ist, warum überdurchschnittlich viele Handwerkerkinder wieder einen Handwerkerberuf ergreifen.

Das hört sich so an, als hätten Sie kein Problem damit. Ich sage nur, dass es normal ist, dass Eltern ihre Kinder prägen.

Was heißt das aber für das Bildungs- und Wissenschaftssystem?

Unsere Schulen und Hochschulen müssen allen die gleichen Möglichkeiten geben, das ist wichtig. Wir ha-

ben keine Aufnahmeprüfung an den Hochschulen, die so hart ist, dass nur der hineinkommt, der genug Geld für die vorbereitenden Trainings hat. Mit seinen Zugangsmöglichkeiten unterscheidet sich das deutsche Bildungssystem deutlich vom angelsächsischen. Jeder, der will, kann sich für ein Physik-, Chemie- oder ingenieurwissenschaftliches Studium einschreiben, es gibt kaum irgendwo einen Numerus clausus.

Ist das nicht zu einfach? Die meisten jungen Menschen kommen doch nie so weit, dass sie vor der Wahl stehen, Physik, Chemie oder etwas Anderes zu studieren.

Zunächst einmal ist ein Studium nicht für jeden der richtige Weg in den Beruf. Wir sollten daher auf keinen Fall andere berufsqualifizierende Wege, wie eine Handwerkslehre gering schätzen. Entscheidend ist, dass es gelingt, die Begabungen junger Menschen frühzeitig zu erkennen und zu fördern. Hier sind die Elternhäuser gefragt, die Schulen, die Lehrer.

Der schwarze Peter liegt also bei den anderen?

Nein, die Wissenschaft muss darauf drängen und dafür sorgen, dass die Lehrerbildung ernstgenommen wird. So, wie Statistiken den Einfluss des Elternhauses auf den Bildungsgang von Kindern belegen, zeigen Studien auch, wie stark talentierte und motivierte Lehrer ihre Schüler prägen. Ich bin sicher, viele Forscher sind geworden, was sie sind, weil ihre Lehrer so einen Eindruck auf sie gemacht haben. Wir müssen uns alle dafür einsetzen, dass der Lehrerberuf wieder eine zentrale



» Studentenwerke und Hochschulen müssen gleiche Leistungen für alle bereitstellen«

Fotos: Fabian Helmich



Weltweit ragen nur drei deutsche Universitäten heraus«



Position in unserer Gesellschaft bekommt und dass sich mehr herausragende Studenten für ihn interessieren.

Alle Weichen werden also in der Schule gestellt, und die Universitäten sind fein heraus beim Thema Chancengerechtigkeit?

Natürlich nicht. Darum ist es so wichtig, dass es die Studentenwerke gibt. Sie tragen dazu bei, dass finanziell schwächere Studenten nicht unter unzumutbaren Randbedingungen leben und studieren, wie das durchaus früher einmal der Fall war. In Städten wie München ist es heute fast unmöglich, auf dem freien Markt eine Studentenwohnung zu finden, und gerade weil wir sicherstellen wollen, dass kluge junge Menschen unabhängig von ihrer Herkunft eine Chance haben, zu studieren, brauchen wir soziale Standards für alle.

Bei den Fluggesellschaften gibt es Economy-Class, Business-Class, First-Class. Sollte man die dann nicht auch in den Mensen und Wohnheimen einführen? Bestimmte Serviceleistungen für alle, für die Breite - und besonders exklusive für die Spitze? Wenn Eltern ihren Kindern eine Penthouse-Wohnung kaufen wollen, von mir aus. Aber Studentenwerke und Hochschulen müssen gleiche Standards für alle bereitstellen. Wir müssen bei der Leistung differenzieren, nicht bei den sozialen Randbedingungen.

Sie sprechen von Chancengerechtigkeit, von sozialen Standards, von Breitenförderung für alle. Das ist überraschend. Normalerweise gehören Sie zu der Gruppe von Wissenschaftlern, denen vorgeworfen wird, mit ihrem Exzellenzgerede genau die von Ihnen gelobte breite Hochschullandschaft kaputtzumachen.

Der Vorwurf beruht auf dem Unverständnis, dass beides nötig ist. Im Sport ist das interessanterweise für jeden einleuchtend. Wir haben ein Netz hervorragender Sportanlagen in Deutschland, da können sich junge Menschen nach Lust und Laune ausleben. Aber natürlich gibt es auch den Deutschland-Achter. Und es ist völlig klar, dass der nicht an jeder Ecke entstehen kann, sondern dass dazu ein Leistungszentrum nötig ist, wo ein paar wenige ihre ausgeprägten Fähigkeiten zur Spitze hin trainieren können. In der Wissenschaft ist das nicht anders. Es gibt die Breitenbildung für den großen Teil der Studenten, und das auf einem sehr hohen Niveau, und dann gibt es vielleicht fünf Prozent, die ihre Zukunft in der Forschung sehen, die wissenschaftlich besonders begabt sind und die die Wissenschaft wirklich voranbringen könnten. Und denen muss ich, wie im Leistungssport, eine Umgebung bieten, die sie frühzeitig stimuliert und zu Höchstleistungen bringt.

Dann sagen Sie doch einmal, wie Sie sich die Universitätslandschaft der Zukunft vorstellen. Eine erste Liga mit ein paar wenigen Universitäten und eine zweite Liga?

Ich habe einmal eine Analyse gemacht: Wo stehen unsere Universitäten, wenn man alle Rankings, die es so gibt, in eine Tabelle packt – von Shanghai über den Förderatlas der Deutschen Forschungsgemeinschaft und die Humboldt-Professuren bis hin zu europäischen Fördermitteln und der Exzellenzinitiative? Dann ragen drei Universitäten heraus: die beiden Münchner und die Heidelberger. Und es gibt zehn, zwölf Universitäten, die dicht dahinter folgen. Denn das ist der Unterschied zu den USA oder Großbritannien: Zwischen den dreien an der Spitze und dem nächsten Dutzend ist der Abstand noch sehr gering.

ZUR PERSON

Martin Stratmann

Der Elektrochemiker und Materialwissenschaftler Prof. Dr. Martin Stratmann ist seit Juni 2014 Präsident der Max-Planck-Gesellschaft. Geboren 1954 in Essen, studierte Stratmann in den 1970er Jahren Chemie an der Ruhr-Universität Bochum. 1982 promovierte er am Max-Planck-Institut für Eisenforschung in Düsseldorf; dort leitete er eine Arbeitsgruppe zur Korrosionsforschung. Von 1994 bis 1999 war er Professor an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Im Jahr 2000 kehrte er nach Düsseldorf an das Max-Planck-Institut zurück und wurde zwei Jahre später Vorsitzender der Geschäftsführung. Von 2006 bis 2008 übernahm Stratmann den Vorsitz der Chemisch-Physikalisch-Technischen Sektion der Max-Planck-Gesellschaft und wurde 2008 deren Vizepräsident. Er ist verheiratet und Vater von drei Kindern, die alle studiert haben.



Wir haben in Deutschland keine Harvards, Cambridges oder Yales«

Und, soll man den größer oder kleiner werden lassen?

Ich stehe zu unserem Vorschlag, den übrigens auch andere große Forschungsorganisationen gemacht haben, dass wir am Ende ein paar wenige Exzellenzregionen fördern sollten, in denen sich wissenschaftliche Leistungsfähigkeit in unterschiedlicher institutioneller Verankerung bündelt. Aber mit Blick auf die deutschen Universitäten sollten wir uns eines klar machen: Sie haben derzeit keine Chance, auf die vorderen Plätze in den weltweiten Rankings aufzurücken. Wir sollten darum nicht so viel darüber reden, wie unser Wissenschaftssystem vielleicht in 50 Jahren aussehen kann, sondern wie wir jetzt, in den nächsten drei Jahren, den besten Studenten eine Umgebung bieten, die mit der an den besten internationalen Universitäten konkurrieren kann - innerhalb einer Hochschullandschaft, die ist, wie sie ist.

War das für Sie persönlich eigentlich ein Kulturschock, als Sie von der Ruhr-Universität zu Max-

Planck kamen? Von einer Universität, die sich über einen breiten Bildungsanspruch für möglichst viele definiert, hin zu einer Organisation, die sich selbst als die absolute Elite betrachtet?

Ich glaube nicht, dass Elite das richtige Wort ist.

Wieso denn das? Wie würden Sie Elite definieren?

Wir wissen, dass es Menschen gibt, die können das, was sie tun, besonders gut, ob sie nun Sportler sind oder Anwälte oder Wissenschaftler. Um aber zur Elite zu gehören, bedarf es mehr als persönlicher Leistungsfähigkeit - es geht auch um Einfluss und Macht. Mir gefällt deshalb ein anderes Wort besser: Professionalisierung. Und dann sind wir wieder beim Deutschland-Achter. Wenn Sie die körperlichen Fähigkeiten haben, zu rudern, heißt das noch nicht, dass Sie auch Olympiasieger werden. Sie brauchen ein professionelles Training, das Ihre körperliche Verfasstheit und modernste Trainingsgesichtspunkte berücksichtigt. Das nenne ich eine totale Professionalisierung, und der Begriff passt in diesem Zusammenhang eindeutig besser als Elitebildung.

Läuft beides nicht auf dasselbe hinaus?

Ich finde nicht. Ich glaube, es ergibt wenig Sinn, ein US-Elite-Modell auf die deutsche Hochschullandschaft zu übertragen und jetzt ein Harvard bilden zu wollen. Das würde unser föderales System auch gar nicht verletzen. Deshalb habe ich einen anderen Vorschlag gemacht, der zum deutschen System passt: die Gründung von Graduiertenschulen, sogenannten Schools, in denen sich fachspezifisch Max-Planck-Direktoren mit herausragenden Professoren der Universitäten zusammen tun. In solchen „Max Planck Schools“ wollen wir besonders talentierten Bachelor- und Masterabsolventen die Gelegenheit geben, sich mit jüngstem Wissen von der vordersten Front der Wissenschaft auseinanderzusetzen. Wir haben in Deutschland keine Harvards, Cambridges oder Yales, aber gemeinsam mit den Universitäten können wir auf diese Weise an verschiedenen Orten ein Angebot kreieren, das der Lehre an diesen Top-Universitäten in nichts nachsteht.

Geht das konkreter?

Nehmen Sie die Astronomie und Astrophysik. An unseren acht Instituten auf diesen Gebieten arbeiten Wissenschaftler von Weltklasse. Und dann gibt es an unterschiedlichen Universitäten in Deutschland vielleicht ein weiteres Dutzend Professoren auf einem ebensolchen internationalen Spitzenniveau, und die müssen wir zusammenbringen - und die Studenten zu ihnen. Studenten sind ja heute hoch mobil. Warum nehmen wir also nicht eine Gruppe von vielleicht 30 jungen

Talenten, lassen sie fünf Monate in München studieren, danach fünf Monate in Heidelberg, und noch einmal fünf Monate an einem dritten Ort, und sie können die Wissenschaft in einem unglaublich inspirierenden Umfeld in sich aufsaugen.

Sagen wir es doch wie es ist: Sie wollen den Universitäten die besten Studenten wegnehmen.

Nein, wir wollen gemeinsam mit den Universitäten Schools bilden. Die klügsten Köpfe sitzen doch nicht nur bei uns. Darum müssen wir uns zusammentun.

Das klingt gut. Aber am Ende wird doch sicherlich die Max-Planck-Gesellschaft Träger dieser Schools sein.

Darüber sind wir noch nicht im Klaren. Aber ja, sicher wird die MPG ein wesentlicher Träger sein müssen, weil sie diesen Exzellenzanspruch zuvorderst in Deutschland verkörpert.

Auch die anderen außeruniversitären Forschungsorganisationen machen den Universitäten Avancen. Die Leibniz-Gemeinschaft will Leibniz-Universitätsinstitute gründen, in der derzeit von der Exzellenzinitiative geförderte Forschungsverbände aufgehen könnten. Die Helmholtz-Gemeinschaft betreibt gemeinsam mit Universitäten mittlerweile sieben Helmholtz-Institute. Und alle sagen von sich, sie seien die besten, die einzig richtigen Partner für die Hochschulen. Wem sollen Unirektoren eigentlich glauben?

Uns natürlich. Nein, im Ernst: Was Sie da beschreiben, hat ja einen Grund. Die deutschen Universitäten sind extrem unterfinanziert und überfordert angesichts der Studentenflut. Bis am Ende des vergangenen Jahres das Grundgesetz geändert wurde, konnte der Bund ihnen nur über Umwege helfen, in Projekten wie der Exzellenzinitiative, niemals dauerhaft. Das ist jetzt vorbei. Der Bund kann direkt an den Universitäten wirken.

Und braucht die Außeruniversitären dafür nicht mehr. Haben Sie Angst, dass die Finanzströme künftig an Ihnen vorbeilaufen, und buhlen darum um gemeinsame Projekte mit den Universitäten?

Um das ganz deutlich zu sagen: Uns geht es nicht darum, an die Geldtöpfe der Universitäten zu kommen. Das Eigeninteresse unserer Forscher besteht darin, mit den klügsten jungen Menschen zusammenzuarbeiten.

Sie werden nicht müde, zu betonen, dass ein großer Teil der deutschen Forscher mit den meisten Zitationen in den besten wissenschaftlichen Journals weltweit bei Ihnen unter Vertrag steht.

Ist Ihnen eigentlich wohl bei den Standards, die Sie damit setzen?

Wieso?

Es gibt immer mehr Forscher, die sich über den un-menschlichen Publikationsdruck schon in jungen Jahren beschweren: „Publish or perish“. Immer mehr Experten halten die Zitationshäufigkeiten nicht für einen geeigneten Ausweis wissenschaftlicher Qualität.

Moment! Hier müssen Sie genau zuhören. Ich beschreibe in meinen Reden einen Ist-Zustand. Natürlich wird ein Nobelpreisträger wie Stefan Hell enorm viel zitiert, und wir haben viele exzellente Forscher wie ihn bei Max-Planck. Das heißt aber nicht, dass ein Stefan Hell es in jungen Jahren darauf angelegt hat, viel zitiert zu werden. Wenn es so kommt, ist das das Ergebnis einer Umgebung, in der er als junger Mensch die Freiheit eines Max-Planck-Instituts genießen konnte. Die Freiheit, die Gedanken schweifen zu lassen. Um das ganz deutlich zu sagen: Wir fokussieren nicht auf Zitationsanalysen, wir leben im Innenverhältnis auch nicht danach. Wir suchen bei den jungen Menschen nach intellektueller Brillanz, nach außergewöhnlichen Ideen und Ansätzen. Jemand, der mit 20, 25 oder 30 Jahren auf Zitationsanalysen zielt, wird dieses Ziel wahrscheinlich nie erreichen.

Klingt gut. Sie wissen aber schon, dass draußen in der Welt vor allem ankommt: Nur wenn ich genug publiziere, falle ich auf.

Und das ist Unsinn. Ich falle auf, wenn ich einen Aha-Effekt erziele, wenn ich mit meiner Idee auf einer wissenschaftlichen Konferenz auftrete und die Leute aufhorchen und sagen: Was ist denn das, lass uns den einmal einladen. Aber ich räume ein: Vielerorts sieht die Realität anders aus. Man bewirbt sich auf eine Professur, und dann kommen die Bewerbungen auf einen großen Haufen und werden aussortiert nach Publikationszahl, Zitationshäufigkeiten und solchen Sachen. Ich halte das für falsch. Das ist übrigens offenbar auch der Grund gewesen, warum ein Stefan Hell seinerzeit bei Max-Planck und nicht an einer Universität gelandet ist.

Ist das ein Appell in Richtung der Universitäten?

Das ist ein Appell in Richtung der Universitäten, sich wirklich die Zeit zu nehmen, die man braucht, um Geist zu erkennen, und das nicht in einem schematisierten Verfahren herunterzubrechen, wobei man am Ende doch nur wieder nach Publikationen guckt.

Die Fragen stellte Jan-Martin Wiarda, Journalist, Moderator, Fragensteller » www.jmwiarda.de

ZUR ORGANISATION
Die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) zur Förderung der Wissenschaften ist eine der fünf großen außeruniversitären Forschungsorganisationen in Deutschland. Sie hat 83 Institute, die überwiegend Grundlagenforschung in den Natur-, Bio-, Geistes- und Sozialwissenschaften betreiben, mit mehr als 17 000 Beschäftigten. Bund und Länder fördern die MPG im Jahr 2015 mit circa 1,7 Milliarden Euro. Seit ihrer Gründung im Jahr 1948 hat die MPG 18 Nobelpreisträger hervorgebracht.

WIE TICKEN DIE STUDIERENDEN HEUTE?

Ist alles gesagt zum 12. Studierendensurvey der Bundesregierung über die Werte und Haltungen der Studierenden? **Tino Bargel**, der bekannteste Studierenden-Forscher Deutschlands, präsentiert die wichtigsten Ergebnisse der Studie. **Simon Kerbusk**, Chefredakteur von „ZEIT CAMPUS“, fordert ein anderes Politikverständnis und meint selbstkritisch, auch die Medien sollten ihre „Etikettierpistole“ wegstecken.

Mehr Differenzierung, bitte!

Ein Essay von Simon Kerbusk

Der politische Geist ist verschwunden. „Es geht nicht mehr darum, sein Leben oder gar die Welt zu verändern, sondern deren Angebote bereitwillig aufzunehmen und sich in ihr, so wie es nun einmal ist, angemessen und distanziert einzurichten.“ Angepasst, ohne Idealismus oder politischen Gestaltungswillen, besorgt um die eigenen, biedereren Ziele: So beschreibt der Soziologe Ludwig von Friedeburg die Mentalität der deutschen Studenten.

Diese Charakterisierung ist 50 Jahre alt, sie wurde 1965 veröffentlicht. Im gleichen Jahr trat in Berlin ein gewisser Rudi Dutschke dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund bei. Und drei Jahre später erreichte der einflussreichste Studentenprotest der Bundesrepublik seinen Höhepunkt.

Was folgt daraus? Wer den Studenten des Jahres 2015 politisches Desinteresse unterstellt, irrt sich, weil in genau dieser Frage schon einmal ein renommierter Sozialwissenschaftler falsch lag? Natürlich nicht.

Aber das Zitat erinnert daran, dass die Debatte um die Mentalität der Studenten und ihre gesellschaftliche Rolle seit der 50 Jahre alten Fehldeutung Friedeburgs kaum reifer geworden ist. Vor allem drei Muster sind es, in denen die Diskussion gefangen scheint.

Generation ...?

Erstens werden Studenten stets als homogene Gruppe beschrieben – oder gleich mit allen irgendwie

Jugendlichen unter 30 zu einer Generation zusammengeführt. Das 68er-Label machte den Anfang, seit einigen Jahren aber werden neue Generationen-Namen in immer dichter Abfolge erfunden: Generation Praktikum, Generation Facebook, Generation Ego, Generation X, Generation Y, Generation Z – hier sind Wissenschaft und Journalismus Etikettierpistolen.

Die Idee dahinter lautet: Wer zu einer Alterskohorte gehört, wächst in einem ähnlichen Klima auf und teilt entscheidende Erfahrungen. Daraus folgt ähnliches Denken und Handeln. Diese Annahme gilt in einer vielfältiger werdenden Gesellschaft aber immer weniger. Die Vorstellung von einer homogenen Studentenschaft war schon 1968 unzutreffend. Bei heute 2,7 Millionen Studenten in Deutschland erscheint sie fast absurd.

Es wundert sich offenbar kaum jemand darüber, dass die Labels oft nicht einmal zueinander passen. Da gehören die gleichen Geburtsjahrgänge einmal einer verängstigten, prekär beschäftigten Generation Praktikum an, einmal einer einflussreichen Generation Y, die Arbeitgebern selbstbewusst die Regeln diktiert.

Der Tonfall des Erziehungsberechtigten

Zweitens kommen viele Analysen und Kommentare über die junge Generation oder die Studenten von heute nicht ohne den Tonfall des Erziehungsberechtigten aus. Das verträgt sich nicht gut mit einer offenen Debatte: Der Erzieher weiß ja schon, was das Beste für den Nach-

»Die Kategorien des Politischen werden diffuser, die gesellschaftlichen Milieus heterogener«

wuchs ist. Seit Jahrzehnten kritisieren also die Studenten von gestern die jeweils aktuelle Studentengeneration als oberflächlich, verwöhnt, unpolitisch. Dass man sich eine Variante dieser Kritik einst selbst anhören musste, ist da schnell vergessen. Besonders kurios wird die Klage, wenn die Älteren verlangen, die Jüngeren mögen doch endlich rebellieren – sich dabei aber bitteschön genau wie einst man selbst verhalten. Da ist der Weg nicht weit zum Protest als Anpassung an elterliche Wünsche.

Drittens sind seit Jahren die Kategorien erstaunlich starr, mit denen politisches Denken und gesellschaftliches Engagement der Studenten gedeutet wird. „Ich bin politisch interessiert“ – hat dieser Satz heute den gleichen Klang und die gleiche Bedeutung wie vor 20, 30, 50 Jahren? Ist ein Sit-in politischer als ein Hashtag? Ist ein pragmatischer Einsatz für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf im eigenen Unternehmen unpolitisch? Ist kurzzeitiges, konkretes Engagement in Serie moralisch weniger edel als eine langjährige Parteimitgliedschaft?

Das Politische ist diffus

Wenn man anerkennt, dass die Kategorien des Politischen diffuser werden und gesellschaftliche Milieus heterogener, dann wird es auch zunehmend schwerer, große Trends abzubilden und zu vergleichen. Trotzdem wäre genau das der Debatte über die Studenten von heute und ihre gesellschaftliche Rolle zu wünschen: mehr Differenzierung.

Wie gelingt es Studenten, gemeinsame Interessen zu formulieren, wenn sich Herkunft, Alltag und Zukunftsperspektiven viel stärker unterscheiden als bislang? Unter welchen Bedingungen werden in studentischen Milieus neue Formen des politischen Engagements und der Mobilisierung Gleichgesinnter erdacht – und unter welchen Bedingungen entwickelt sich eine Distanz zu demokratischen Werten? Solange Debatten über „die Studenten von heute“ weiter nach den vertrauten Mustern ablaufen, lassen sich solche Fragen nicht sinnvoll beantworten.

Ein erster Schritt könnte deshalb sein, die Etikettierpistole beiseitezulegen und auf die Einführung weiterer Generationenlabels zu verzichten. Vielleicht lässt das ein paar überraschende Erkenntnisse darüber zu, auf welche Weise Studenten bemüht sind, ihr „Leben oder gar die Welt zu verändern“.



DER AUTOR
Simon Kerbusk ist Chefredakteur des Magazins „ZEIT CAMPUS“. Ein Generationenporträt hat er zurzeit nicht in Arbeit, sagt er

Fotos: Vera Tammen, Kay Herschelmann (Autoren)

Sicherheit, Familie, Frieden

Eine Zusammenfassung von Tino Bargel

Zu keinem Zeitpunkt in der langen Zeitreihe des Studierendensurveys von 1983 bis 2013 standen die Studierenden dem politischen Geschehen so distanziert gegenüber wie heute. Der Pegelstand des politischen Interesses befindet sich auf einem Tiefpunkt: Nur 32 Prozent bezeichnen sich als daran stark interessiert. 1983 waren es 54 Prozent, 1995 immerhin noch 42 Prozent.

Politische Auseinandersetzungen wie eine kritische Opposition, werden viel weniger befürwortet, Abnahme um jeweils etwas über 20 Prozentpunkte zwischen 1985 und 2013. Insgesamt erscheinen die demokratischen Einstellungen unter den Studierenden deutlich weniger gefestigt. Selbst das Bestehen auf dem Demonstrationsrecht bröckelt: 1993 sprachen sich 87 Prozent dafür entschieden als Grundrecht aus, mit 75 Prozent sind es nun deutlich weniger.

Das Streben nach Sicherheit hat dagegen immens zugenommen. Ein sicherer Arbeitsplatz war früher 35 Prozent der Studierenden sehr wichtig, gegenwärtig sind es 67 Prozent. Nachgelassen haben dagegen die Ansprüche, im Beruf selbstständig Entscheidungen zu treffen oder eigene Ideen verwirklichen zu können (minus 13 beziehungsweise 15 Prozentpunkte). Auch die Wahl des Studienfachs wird viel häufiger durch die Aussicht auf einen sicheren Arbeitsplatz gesteuert: 1983 bei 23 Prozent, 2013 bei 45 Prozent.

»Nie standen die Studierenden der Politik distanzierter gegenüber«

Im Einklang damit hat die Familie erheblich an Stellenwert gewonnen. Die Wertschätzung von Eltern und Geschwistern verzeichnet einen besonders starken Anstieg. In den 1980er Jahren hielten sie 46 Prozent für sehr wichtig, Mitte der 1990er Jahre waren es 54 Prozent, und heute haben Eltern und Geschwister für 75 Prozent der Studierenden eine solch hohe Bedeutung.

In ihren Grundwerten setzen die heutigen Studierenden vor allem auf Frieden, Freundschaft und, etwas nachgeordnet, Freiheit. Sie sind durchaus international aufgeschlossen und europäisch orientiert. Aber ihre Solidarität hält sich in Grenzen: Die Unterstützung von Entwicklungsländern ist deutlich zurückgegangen, von 51 Prozent (1983 wie 1993) auf 29 Prozent in der Erhebung von 2013.

DIE STUDIE Für die Studie „Studiensituation und studentische Orientierungen. 12. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen“ 2013 rund 5 000 Studierende von 14 Universitäten und elf Fachhochschulen befragt. » www.bmbf.de



DER AUTOR
Tino Bargel ist Soziologe und leitete viele Jahre lang die AG Hochschulforschung der Universität Konstanz, die im Auftrag der Bundesregierung die Studierendensurveys durchführt



Berlin

Urban Gardening, Ruhe, Party

In Berlin wird zurzeit die große, mehrere Häuser umfassende Studierendenwohnanlage Siegmunds Hof saniert. Sie wurde 1957 erbaut und liegt in der Nähe der Technischen Universität Berlin. „Das Gemeinschaftsleben steht eindeutig im Mittelpunkt der Wohnanlage“, sagt Petra Mai-Hartung, Geschäftsführerin des Studentenwerks Berlin, „entsprechend klein fallen die Zimmer aus.“

Trotzdem ist der Siegmunds Hof unter Studierenden sehr beliebt. Doch die Anlage, die unter Denkmalschutz steht, musste dringend saniert werden – und das Studentenwerk Berlin wollte wissen, wie die Studierenden gerne wohnen würden. Also holte es die Baupiloten BDA ins Boot – ein Berliner Architekturbüro, gegründet von Susanne Hofmann, das sich auf die Fahne geschrieben hat, die Wünsche und Bedürfnisse der Menschen in der Architektur zu berücksichtigen.

Die Baupiloten banden in die Planung des neuen Siegmunds Hofs Architekturstudierende der Technischen Universität Berlin ein. Ein Wochenende lang lebten sie in verschiedenen Wohnanlagen des Studentenwerks Berlin, um die Stimmung einzufangen und ein Gespür dafür zu bekommen, was den studentischen Bewohnern wichtig ist. Parallel entwickelten sie eine Methode, um herauszufinden, welche Art von Räumen und welche Atmosphäre sich die Studierenden generell von einem Wohnheim wünschen.

Knapp 300 Studierenden wurden Fragen gestellt: Wo bist du gerne mit Freunden? Wohin ziehst du dich zurück? Wo denkst du gerne nach? Aus den Antworten entwickelten die Baupiloten ein Legespiel mit unterschiedlich farbigen Kärtchen, mit denen die Studierenden zeigen konnten, was für eine Atmosphäre sie sich für verschiedene Aktivitäten wünschen: „Ein Ergebnis war, dass sich die Studierenden mehr Räume wünschen, in denen sie gemeinsam mit anderen etwas erleben können, etwa künstlerische Arbeiten“, sagt Susanne Hofmann.

Gärten, Rückzug, Teamplay Weil sich die Wünsche aber nicht über einen Kamm scheren lassen, entstand die Idee, unterschiedliche Häuser mit unterschiedlichen Konzepten anzubieten. So entstand etwa das „Haus für urbane Gartenfreunde“ mit 46 Wohneinheiten, das ein Freiluftwohnzimmer bietet – mit überdimensionierten Lampen und Holzterrassen für ein gemeinsames Picknick. Wer es lieber ruhig mag, findet in Haus 10 die richtige Atmosphäre: ein Studentenwohnhaus mit Einzelzimmern, an einem Wäldchen gelegen. Die Sanierung von sieben Häusern ist bereits abgeschlossen, das Hochhaus der auf Gemeinschaft ausgerichteten „Teamplayer“ ist derzeit in Planung. Mit dem bisherigen Ergebnis ist Petra Mai-Hartung zufrieden: „Wir konnten viele Wünsche der Studierende umsetzen.“ Neben dem Freiluftwohnzimmer seien das auch Kräuter- und Gemüsebeete, die für „Urban Gardening“ genutzt werden können. Daneben gibt es Sportanlagen, einen Kletterfelsen, Fitness- und Musikräume.

Der Chemie-Student Marcel-Philip Lücke wohnt seit fast vier Jahren in Siegmunds Hof. Er engagiert sich in der studentischen Selbstverwaltung und konnte durch Feedback-Bögen eigene Ideen zur Gestaltung der Wohnheime direkt an die Architekten herantragen: „Vieles wurde umgesetzt, das war richtig gut.“

Aus für Sperrmüll-Chic Die neuen Zimmer gefallen ihm – auch wenn er den alten Charme manchmal etwas vermisst: „In den alten Häusern durften wir vieles selbst einrichten“, sagt er. Wenn eine Couch kaputt war, habe man sich auf dem Sperrmüll oder im Internet eine neue bestellt. Das sei heute nicht mehr möglich: „Heute hat alles seinen Platz und seine Ordnung, nichts kann mehr hergeschoben werden.“ Trotzdem wohnt er gerne in der Anlage. Er lebt in einem Pavillon, in dem 16 Leute untergebracht sind – im gemeinsamen Wohnzimmer und in der Küche findet er immer Gesellschaft.



»Eine Wohnanlage wie Siegmunds Hof soll nachhaltig modernisiert werden. Deshalb sind die Wünsche, Vorstellungen, aber auch Erfahrungen und Sorgen der dort wohnenden Studierenden für uns sehr wichtig«

Petra Mai-Hartung, Geschäftsführerin des Studentenwerks Berlin

So wollen wir wohnen

BETEILIGUNG Was kommt heraus, wenn man die Studierenden an der Konzeption von Wohnheimen und Möbeln beteiligt? Antwort: Freiluftwohnzimmer, Schrägen, Multiwall. Erfahrungen aus Berlin, Ulm und Freiberg.

TEXT: Britta Mersch

Fotos: janbitter.de (2x), Katrin Melcher (r.)



Ulm

Neue Möbel für die Upper West Side



Freiberg

Knapp Mehrheit für schräge Zimmer



»Die Studierenden wissen doch selbst am besten, was sie brauchen und wie sie gerne wohnen würden«

Claus Kaiser,
Geschäftsführer des Studierendenwerks Ulm

Am Anfang stand die Idee, ein neues Wohnheim für rund 300 Studierende zu bauen. „Es sollte das erste Studierendenwohnhaus auf dem Campus Upper West Side werden“, sagt Claus Kaiser, Geschäftsführer des Studierendenwerks Ulm - und er hatte die Vision, die Möbel für das Haus von Studierenden entwerfen zu lassen: „Die Studierenden wissen doch selbst am besten, was sie brauchen und wie sie gerne wohnen würden.“

Gleich um die Ecke, in Schwäbisch Gmünd, gibt es eine Hochschule für Gestaltung. Also wurden deren Studierende gebeten, Entwürfe für Möbel einzureichen. „Die Studierenden haben einen Grundriss des Appartements bekommen und Modelle gebaut“, erläutert Kaiser. Die Herausforderung war, auf 18 Quadratmeter Bett, Schrank, Regale, einen Schreibtisch und eine Küchenzeile möglichst platzsparend zu verteilen. Insgesamt sechs Teams reichten ihre Entwürfe ein.

Durchgesetzt hat sich die „Multiwall“ der Studierenden Halil Karacaoglu und Sebastian Stittgen. Das Besondere: Ihr Konzept bietet den Bewohnern die Möglichkeit, den Raum nach ihren eigenen Wünschen zu gestalten. Durch Haken in der Wand können Regale oder Schränke flexibel aufgehängt werden. Die Idee überzeugte die Jury: „Auch das Farbkonzept mit seinen Grüntönen passt perfekt zum Studierendenwohnhaus“, freut sich Claus Kaiser.

Fotos: Jens Weber (2x), Katrin Melcher (links)



»Bei der Planung von neuen Wohnheimen würde ich die Studierenden immer einbeziehen. Es macht sich bezahlt«

Stephan Fischer
Geschäftsführer des Studierendenwerks Freiberg

Fotos: Detlev Müller (2x), Katrin Melcher (links)

In Freiberg in Sachsen stand eine Studierendenwohnanlage lange leer. Sie war in den 1950er Jahren gebaut worden, mit 77 Räumen, die als typische Flur-WGs mit gemeinschaftlich genutzten Sanitäranlagen, Küchen und Klubräumen angelegt waren. Zwei Bewohner teilten sich 15 bis 17 Quadratmeter. „Das war zu DDR-Zeiten Standard“, sagt Stephan Fischer, Geschäftsführer des Studierendenwerks Freiberg.

Nach der Wende wurden die Häuser zunächst weiter vermietet, doch sie mussten aus baulichen und brand-schutztechnischen Gründen stillgelegt werden - bis das Studentenwerk Freiberg entschied, sie vom Freistaat Sachsen zu übernehmen und nach einer grundhaften Sanierung wieder an Studierende zu vermieten.

Ein neues Konzept musste her. Das Studentenwerk wünschte sich voll ausgestattete Einzelappartements mit großem Bett, einem gut belichteten Arbeitsplatz, einem Bad mit Dusche und einer kleinen Küche, die so gestaltet ist, dass man vernünftig kochen kann. „Daneben wollten wir genügend Stauraum anbieten, einen Essplatz, eine Garderobe und Regale für Bücher, Ordner, Hefte“, so Fischer. Für die Planung wählte das Studentenwerk den Zwickauer Architekten Heiko Glumm.

Die Glumm'sche Schräge Glumm legte zwei Entwürfe vor - und besonders der eine gefiel den Verantwortlichen des Studierendenwerks Freiberg besonders: Statt die Möbel, Küche und Bad klassisch in geraden Linien anzuordnen,

stellte Heiko Glumm eine schräge Linie vor, die das Zimmer teilt und an der Arbeitsplatz, Bad und Küche ausgerichtet wurden. Stephan Fischer gefiel diese Variante gleich besser: „Aber wir wollten das nicht umsetzen, ohne vorher die Studierenden zu fragen.“

Abstimmung online und offline Also wurden beide Varianten auf der Website des Studierendenwerks Freiberg vorgestellt, und in einer Online-Abstimmung sollten die Studierenden ihr favorisiertes Modell auswählen. Die Entscheidung fiel knapp aus. Insgesamt machten 153 Studierende mit, 79 entschieden sich für die schräge Variante, 74 für die herkömmliche. Um das Ergebnis zusätzlich abzusichern, lud man die Studierenden eigens zu einer Veranstaltung. „Doch auch da sprach sich die Mehrheit wieder für die schräge Variante aus“, berichtet Stephan Fischer. Er ist froh, dass er die Meinung der Studierenden eingeholt hat: „So können wir sicher sein, dass wir den richtigen Weg gewählt haben.“ Und auch die Studierenden sind froh darüber, dass sie an der Entscheidung beteiligt wurden. Christian Schröder hat in Freiberg Geotechnik und Bergbau studiert. Während seines Studiums hat er sich im Verwaltungsrat des Studierendenwerks Freiberg engagiert. Er war auch an der Planung der neuen Wohnanlage beteiligt: „Wir haben uns gemeinsam für dieses Vorgehen entschieden“, sagt der 27-Jährige, „speziell bei Wohnheimen sollte man nicht am Bedarf der Studierenden vorbei sanieren.“

ZIMMER FREI?

PLAKATWETTBEWERB Die Wohnungssuche treibt auch die Design-Studierenden um. 640 Plakate entwarfen sie für unseren aktuellen Plakatwettbewerb. Wir zeigen die Besten.

TEXT: Stefan Grob

Die Schere tut sich immer weiter auf. Während die Zahl der staatlich geförderten Studienplätze seit 2007 bis heute um 36 Prozent gestiegen ist, wuchs die Zahl der staatlich geförderten Wohnheimplätze nur um 5 Prozent. Bezahlbarer Wohnraum wird für Studierende in vielen Hochschulstädten immer knapper. Wie erfahren sie unter diesen Voraussetzungen ihre Wohnungssuche? Was erfahren Studierende auf den städtischen Wohnungsmärkten, beim WG-Casting, beim Auszug aus dem Elternhaus? Wie wollen sie wohnen? Und: Haben sie überhaupt eine Wahl?

Mit diesen Fragen konfrontiert das Deutsche Studentenwerk die Design-Studierenden in ganz Deutschland mit seinem 29. Plakatwettbewerb, Thema „Wie ge-wohnt“. Die Resonanz war immens: Rekordbeteiligung mit 378 Studierenden. Rekord

auch bei der Zahl der eingereichten Plakate: 640. „Wie ge-wohnt“ ist alles andere als wie gewohnt. Die Auswahl zeigt: Das Thema Wohnen trifft einen Nerv, und es scheint nicht wenige Studierende zu nerven.

Die fünfköpfige Wettbewerbsjury hat alle 640 Plakate bewertet. Zwei Jurymitglieder kommen hier zu Wort: Gudrun Müllner, Professorin für Visuelle Kommunikation an der Hochschule Augsburg, und Ralf Schmidt-Röh, Geschäftsführer des Studentenwerks Thüringen. Er vermisst positive Botschaften, während Müllner lobt, die Design-Studierenden hätten sich in der „Königsdisziplin“ Plakat gut geschlagen. » www.studentenwerke.de

»Das Thema Wohnen trifft einen Nerv, und es nervt die Studierenden«



»Mama ich habe eine Wohnung gefunden«
Xueh Magrini Troll, Weißensee Kunsthochschule Berlin



Wo bleibt das Positive?

Die Rekordbeteiligung spiegelt die Relevanz des Themas unter den Studierenden wider. Mich erstaunt, dass sich die Plakate in erster Linie mit der aktuellen, oftmals schwierigen Wohnungssuche und der überwiegend beengten Wohnsituation auseinandersetzen. Erwartungen an den Wohnraum als Erfolgsfaktor für den Studienerfolg sind dagegen kaum zu sehen.

Die aktuelle Situation auf dem Wohnungsmarkt in den deutschen Hochschulstädten bedeutet für Studierende ein zähes Ringen um bestehende Angebote; oft können nur Minimalanforderungen erfüllt werden, was in vielen Plakaten auch dargestellt wird. Dass es auch hervorhebbare erfolgsorientierte Beispiele gibt, an denen sich Wohnungsanbieter zukünftig orientieren sollten, kam weniger oft zum Ausdruck.

Ich leite aus den Plakaten ab: Bei der Bereitstellung und Vermittlung von preiswertem, bedarfsgerechten Wohnraum für Studierende sind dringend Verbesserungen notwendig, wenn die bildungspolitischen Ziele in Deutschland erreicht werden sollen.

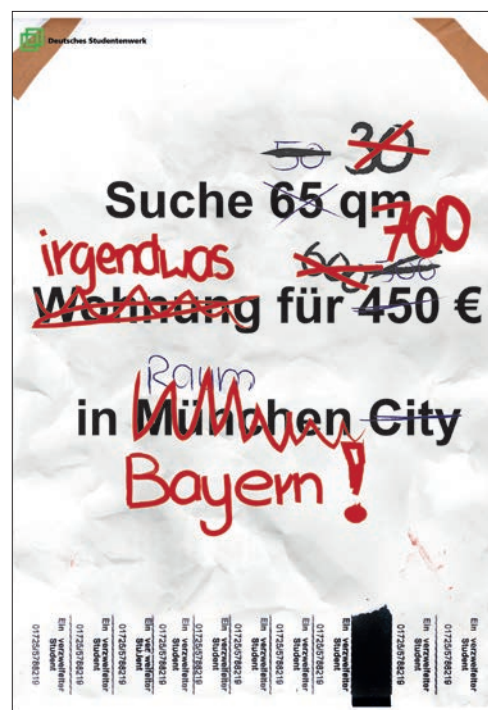
Ralf Schmidt-Röh vertritt die Studentenwerke in der Wettbewerbsjury. Er ist Geschäftsführer des Studentenwerks Thüringen und Vorsitzender des Ausschusses Wohnen beim Deutschen Studentenwerk.



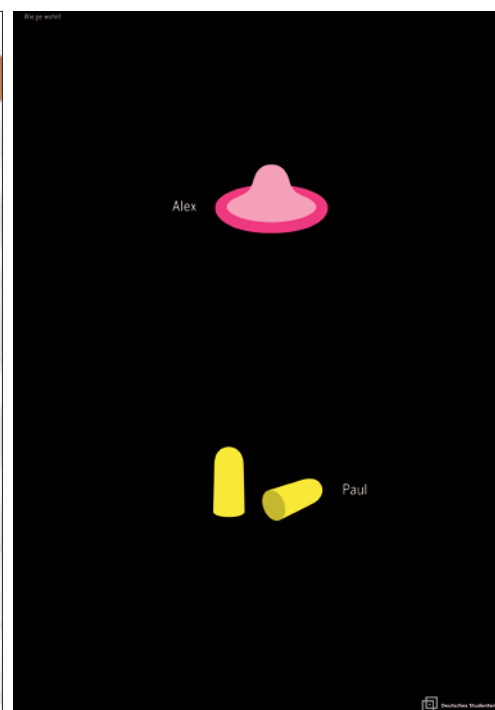
»Billiger Wohnen« Maurizio Onano, Folkwang Universität der Künste



»Studentenwitze 2« Julia Golinski und Ken Steven Dahm-van Opbergen, Fachhochschule Düsseldorf



»Suche irgendwas in Bayern« Erika Schuller, Hochschule für Bildende Künste Braunschweig



»WG 1« Amadeus Ewald Fronk, Fachhochschule Potsdam

Foto: Katrin Melcher



»Zimmer frei« Miriam Steinmacher, Hochschule für Gestaltung Offenbach am Main

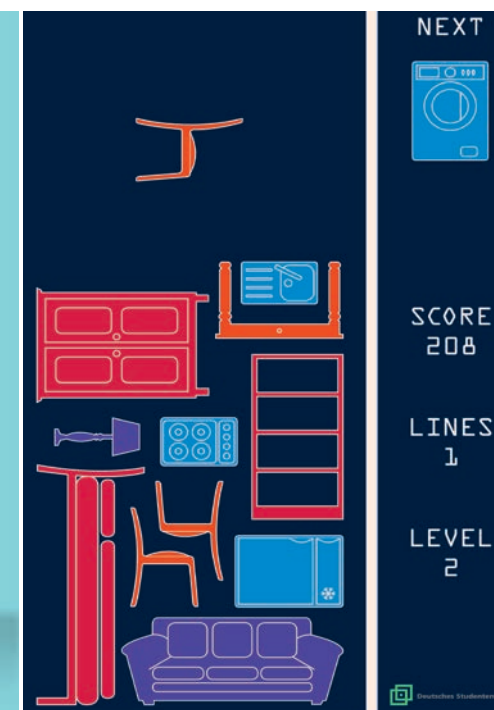


»Sardinenbüchse« Fabian Karrer, Duale Hochschule Baden-Württemberg, Ravensburg



»Wie viel Platz, ist Platz genug?« Ann-Kathrin Becker, Hochschule Mannheim

Foto: privat



»Tetris« Julia Schygulla, Hochschule Trier



Starke Ideen

Das ist die Aufgabenstellung: Wie ist die Wohnsituation der Studierenden heute? Wie haben sie Wohnraum gesucht, gefunden, und auf welche Probleme sind sie gestoßen? Welche Ansprüche stellen sie, wo sind sie bereit, Kompromisse einzugehen? Wo fühlen sie sich zuhause?

Fragen über Fragen. Dieses Thema ist sehr, sehr komplex. Und damit eine hervorragende Aufgabe für angehende Designerinnen und Designer. Denn die Königsdisziplin des Grafikdesigns, das Plakat, verlangt, dass komplexe Inhalte einfach kommuniziert werden: mit nur einer einzigen Bildidee eine ganze Geschichte erzählen.

Ich finde, das ist einer beträchtlichen Anzahl der Plakate gelungen. Auch die Vielfalt der darstellerischen Techniken und Umsetzungsstrategien hat mich positiv überrascht: vom reduzierten Kunst-Zitat über die narrative 3D-Collage, den Handy-Screenshot zur klassischen Illustration mit selbstgestalteter Typografie. Es sind Plakate, deren persönliche Botschaften mit Hilfe von starken Bild-Ideen, Liebe zum Detail und Emotionalität den Betrachter erreichen.

Gudrun Müller ist Professorin für Visuelle Kommunikation an der Hochschule Augsburg; sie betreute mehrfach Preisträger unseres Plakatwettbewerbs.

Der Uni-Lobbyist

ROLF TARRACH ist ein erfolgreicher Quantenphysiker und Wissenschaftsmanager. Nun will er als Präsident der European University Association (EUA) in Brüssel „mehr Muskeln zeigen“. Porträt eines polyglotten Lobbyisten.

TEXT: Armin Himmelrath FOTO: Michel Brumat

Ein Vortrag vor Studierenden und Unternehmern in Spanien, sogar der König ist da. Professor Rolf Tarrach spricht über Entscheidungen - gleichermaßen von der Kunst und der Notwendigkeit, sie zu treffen. Die Rede ist inhaltlich dicht, manchmal philosophisch, manchmal ganz pragmatisch. Am Ende des Abends wird ein Verleger zu ihm kommen und ihn fragen, ob er daraus ein Buch machen will.

„Um klug und richtig entscheiden zu können, muss man erst einmal verstehen“, sagt Rolf Tarrach ein paar Wochen später in seinem Büro an der Universität Luxemburg. Es ist nicht mehr das repräsentative Präsidentenbüro, das er zehn Jahre lang genutzt hat, sondern ein ganz normales Arbeitszimmer für Professoren: Buchregale an den Wänden, ein ziemlich großer Schreibtisch, ziemlich viele, sehr ordentlich sortierte Papiere. „Die europäischen Universitäten haben die Aufga-



»Wir brauchen die Wissensgesellschaft, es gibt dazu keine Alternative für Europa. Und Wissen baut auf der Arbeit der Universitäten auf«

be, ihre Studentinnen und Studenten entscheidungsfähig zu machen“, sagt der 67-Jährige. Und dann kommt so ein typischer Tarrach-Satz: „Bildung ist ja nicht nur, ‚Die Leiden des jungen Werther‘ zu kennen, sondern auch, über seine Altersvorsorge Bescheid zu wissen.“

Die Universitäten als Elfenbeinturm, ohne Bezug zum Alltag? Nein, das ist überhaupt nicht Rolf Tarrachs Vision von der europäischen Hochschule der Zukunft. Von daher ist es höchst spannend, dass Tarrach seit Anfang Juli 2015 Präsident der European University Association (EUA) ist, der größten Universitätsvereinigung des Kontinents. Spannend vor allem deshalb, weil

längst noch nicht ausgemacht ist, dass der bekennende Wissenschaftslobbyist mit seinen Ideen überall auf freudige Zustimmung stößt. Wie auch? In der EUA sind mehr als 850 Hochschulen aus 47 Staaten organisiert, zusammen sind dort 17 Millio-

nen Studentinnen und Studenten eingeschrieben – aber das sind nur Zahlen. „Da gibt es eine ungeheure Vielfalt – das war für mich im ersten Moment fast schon schockierend“, sagt Rolf Tarrach, „eine Universität in Bulgarien hat erst einmal wenig mit einer Universität in Schweden zu tun, es gibt eine unglaubliche Diversität bei den Strukturen und beim Selbstverständnis.“ Und ganz nebenbei auch beim Geld: In manchen europäischen Ländern verdienen Professoren weniger als 1000 Euro pro Monat, in anderen regelmäßig über 10 000 Euro.

Rolf Tarrach kennt viele dieser Aspekte auch aus der Innensicht, deshalb ist er für die EUA fast so etwas wie ein Wunschkandidat gewesen: Der 67-Jährige hat schon in Spanien, der Schweiz, Deutschland, England, Russland und Luxemburg gelebt, spricht und schreibt Katalanisch, Spanisch, Englisch, Deutsch und Französisch – und liest außerdem Texte auf Luxemburgisch und Italienisch. Er hat einen spanischen und

einen luxemburgischen Pass, irgendwann in seinem Leben gab es auch einmal die deutsche Staatsangehörigkeit. Wenn Tarrach sagt: „Ich fühle mich schon sehr als Europäer“, dann glaubt man ihm das sofort. Als Forscher war er erfolgreich, danach als Wissenschaftsmanager und Präsident der Universität Luxemburg, aber auch als Mitarbeiter in etlichen Kommissionen und Ausschüssen in Brüssel.

Tarrach kennt Europa ziemlich gut – und auch die unterschiedlichen Mentalitäten seiner Universitätskollegen in den verschiedenen Ländern. Danach gefragt, muss er lachen: „Die deutschen Kollegen sind oft eher konservativ, kommen aus dem alten Humboldt'schen System – und das hat ja auch zu guten Universitäten geführt.“ In Frankreich dagegen sei der Veränderungsdruck und auch die Lust auf Reformen größer, die Entscheidungsstrukturen an den Universitäten dagegen kaum zu durchschauen. In England werde Bildung, auch Hochschulbildung, als Geschäft gesehen – was wiederum in Deutschland für Widerstände sorgt: Erziehung ist hierzulande eher ein Recht, das die Gesellschaft jungen Menschen garantieren muss. 47 Länder, 47 Universitäts- und Bildungstraditionen ... „Trotzdem gibt es Gemeinsamkeiten, und die will ich herausarbeiten und offensiv vertreten“, sagt der 67-Jährige. Er hat sich jedenfalls nicht zum EUA-Chef wählen lassen, um anschließend nur den Status quo zu verwalten. „Ich will etwas bewegen“, sagt Rolf Tarrach. Ein Verb, das er ziemlich häufig verwendet.

Und weil Entscheidungen Verstehen voraussetzen, hat sich Tarrach zum Amtsantritt erst einmal gefragt: „Ist die Gesellschaft im Großen und Ganzen zufrieden mit den Universitäten? Oder brauchen wir tiefgreifende Änderungen?“ Seine Antwort ist eindeutig: Ja, es gibt tiefgreifende Probleme. „Die Liste“, sagt Tarrach, „ist ungeheuer lang: Wir werden alt, wir sind mit Abstand der älteste Kontinent. 58 Prozent der weltweiten öffentlichen Sozialausgaben werden in Europa gezahlt. Dazu kommen die Fragen der Immigration – und man kann nicht sagen: Das alles hat nichts mit den Universitäten zu tun.“ Rolf Tarrach ist jetzt bei einem seiner Top-Themen angekommen. Für die Gesellschaft da zu sein, das sei eine der wichtigsten und ehrenvollsten Aufgaben der Universitäten: „Ich bin felsenfest davon überzeugt: Die europäischen Universitäten können und müssen mehr zur Lösung der europäischen Probleme beitragen.“

Genau da sieht er seinen Ansatzpunkt als EUA-Präsident. Eine Drei-Stufen-Strategie hat der Quantenphysiker dafür entwickelt, Stufe eins: Mehr Lobbyarbeit auf EU-Ebene. „Die europäischen Universitäten dienen der Gesellschaft – das müssen wir immer wieder deutlich machen“, sagt Rolf Tarrach, „die EUA muss in Brüssel ein bisschen mehr Muskeln zeigen. Nicht auf arrogante Weise, sondern im Dialog: Wir kennen die europäischen Probleme, wir können zur Lösung beitragen – wir müssen aber auch wissen, was von uns erwartet wird und wie wir das finanzieren sollen.“ Da sei es gut, dass er in viele Länder vernetzt sei und viele Akteure aus den vergangenen Jahren und Jahrzehnten auch persönlich kenne.

Aus diesem Anspruch, politische Entscheidungsträger von der Bedeutung der Universitäten zu überzeugen, leitet sich auch die zweite Stufe seiner Strategie ab: „Wir müssen Daten sammeln und quantifizieren, um zu zeigen, was wir gut machen“, sagt der 67-Jährige. Diese Daten müssten besser analysiert und dann auch kommuniziert werden – etwa die Tatsache, dass eine Universität der Stadt, in der sie angesiedelt sei, für jeden investierten Euro einen deutlich höheren Betrag wieder einspiele. Die Kernfrage dabei sei immer: „Was ist der Mehrwert der Universitäten für die Gesellschaft?“

Um den noch zu steigern, will Tarrach – Stufe drei – „eine vertrauensvollere Zusammenarbeit mit der Industrie verwirklichen und mehr Forschungsgelder akquirieren“. Da gebe es noch Berührungspunkte – und zwar auf beiden Seiten. „Es bedeutet doch etwas, dass europäische Unternehmen viel Geld für Forschung ausgeben – aber dass dieses Geld zu großen Teilen in die USA oder in andere Länder geht und nicht nach Europa“, sagt Rolf Tarrach. Das ärgert ihn, schließlich müsse es doch ein Interesse nicht nur der Universitäten, sondern auch der Gesellschaft geben, dass dieses Geld in Europa bleibt. Deshalb will er reden, diskutieren, Kontakte knüpfen – Dinge bewegen eben. „Wir brauchen die Wissensgesellschaft, es gibt keine Alternative für Europa. Und Wissen baut auf der Arbeit der Universitäten auf“, sagt Tarrach. „Serving the society“, der Gesellschaft dienen: Diese Formulierung taucht in seinem Papier mit der EUA-Strategie mehrmals auf. Und er weiß: „Nicht einmal diese Formulierung wird überall ohne weiteres akzeptiert.“ Es gebe Kollegen, die der Überzeugung

seien, mit der Forschung und der Ausbildung von Studierenden der Gesellschaft schon genug zu dienen. „Aber das funktioniert nicht“, sagt Tarrach und lässt deutlich werden, dass er hier kaum Kompromisse sieht: „Es funktioniert nicht, nur zu sagen: Wir wollen einfach mehr Geld und machen weiter wie bisher.“ Dann muss er wieder lachen, zu absurd erscheint ihm offensichtlich die Vorstellung, mit einer reinen Finanzforderung auf dem Brüsseler Parkett bestehen zu können.

„Knowledge speaks but wisdom listens“, steht an der Wand über seinem Schreibtisch. Rolf Tarrach spricht gerne und mitreißend – aber er kann auch extrem gut zuhören, sagen Mitarbeiter, die in aus den zehn Jahren an der Spitze der Universität Luxemburg kennen. Und er kann aus dem Gehörten dann Schlussfolgerungen ziehen für sein weiteres kommunikatives und strategisches Handeln. Eine Fähigkeit, die er in den kommenden Wochen und Monaten brauchen wird: Dann muss und will Tarrach nämlich für seine Drei-Stufen-Strategie werben. Und versuchen, sich die Unterstützung der Rektorinnen und Rektoren Europas zu sichern, damit er für die vier Jahre an der EUA-Spitze ein starkes Mandat mitbekommt.

Und was ist, wenn das nicht klappt? Wenn sich die Traditionalisten an Europas Universitäten verweigern und seiner Strategie eine Absage erteilen? Rolf Tarrach schweigt nachdenklich, dann lächelt er. Und für einen kurzen Moment wirkt es so, als ob er an diese Option tatsächlich noch überhaupt nicht gedacht hat. Aber das täuscht natürlich, dazu ist Rolf Tarrach viel zu lange im Hochschulgeschäft. Er wird sie überzeugen – wenn er sich dessen nicht sicher wäre, hätte er sich gar nicht erst an die EUA-Spitze wählen lassen.

Bei der Verabschiedung sagt Rolf Tarrach: „Das ist der letzte große Job, den ich noch mache.“ Gearbeitet hat er immer gerne, als Rektor bis zu 60 Stunden pro Woche. „Jetzt habe ich zum ersten Mal wieder ein bisschen mehr Zeit“, sagt der 67-Jährige und korrigiert sich sofort: „Obwohl ich viel weniger mehr Zeit habe, als ich dachte.“ Und lacht.

» www.eua.be



DER AUTOR
Armin Himmelrath ist freier Bildungs- und Wissenschaftsjournalist in Köln

ZUR PERSON

Rolf Tarrach wurde im Jahr 1948 als Sohn deutscher Eltern im spanischen Valencia geboren, wo er auch Physik studierte. Zur Promotion ging er nach Barcelona; von dort führte ihn sein wissenschaftlicher Weg weiter ans Kernforschungszentrum „CERN“ in Genf, bevor er als Professor nach Barcelona und Valencia zurückkehrte. Der Quantentheoretiker hat mehr als 100 wissenschaftliche Studien veröffentlicht. 2000 wechselte er ins Wissenschaftsmanagement. 2005 kam er als Präsident an die neu gegründete, dreisprachige Universität Luxemburg, die er zehn Jahre lang leitete. Seit dem 1. Juli 2015 ist Tarrach Präsident der European University Association (EUA), und damit so etwas wie der Sprecher der europäischen Universitäten.

Demenzvorbeugung durch Bildung

HIRNFORSCHUNG Die Medizin hat neue Erkenntnisse, warum Bildung von früher Kindheit an so wichtig ist. Sie kann sogar Demenz vorbeugen. Wann zieht die Bildungspolitik daraus Konsequenzen? Ein Anstoß aus der Forschung.

TEXT: Manfred Spitzer ILLUSTRATION: Jacqueline Urban

In der Medizin bezeichnet „Demenz“ ganz allgemein die Abnahme der geistigen Leistungsfähigkeit aufgrund verschiedener organischer Krankheiten des Gehirns. Für jeden Abstieg, auch den geistigen, gilt jedoch: Er dauert umso länger, je höher man damit beginnt: Von einer Stranddüne steigt man sehr rasch bis auf Meereshöhe hinab, vom Mount Everest kann man sehr lange absteigen und sich zugleich auf großer Höhe befinden.

Wie kein anderes Organ ist das menschliche Gehirn das Produkt von Genen und Umwelt – es ist biologisch dafür programmiert, durch die Umwelt programmierbar zu sein. Wie dies im Einzelnen geschieht, ist nach wie vor Gegenstand intensiver wissenschaftlicher Bemühungen und keineswegs abschließend erforscht. Aber wir kennen dennoch mittlerweile bereits einige wesentliche Prinzipien, die nicht nur ein faszinierendes Phänomen beschreiben, sondern ganz praktische Konsequenzen in den Bereichen Medizin und Bildung haben.

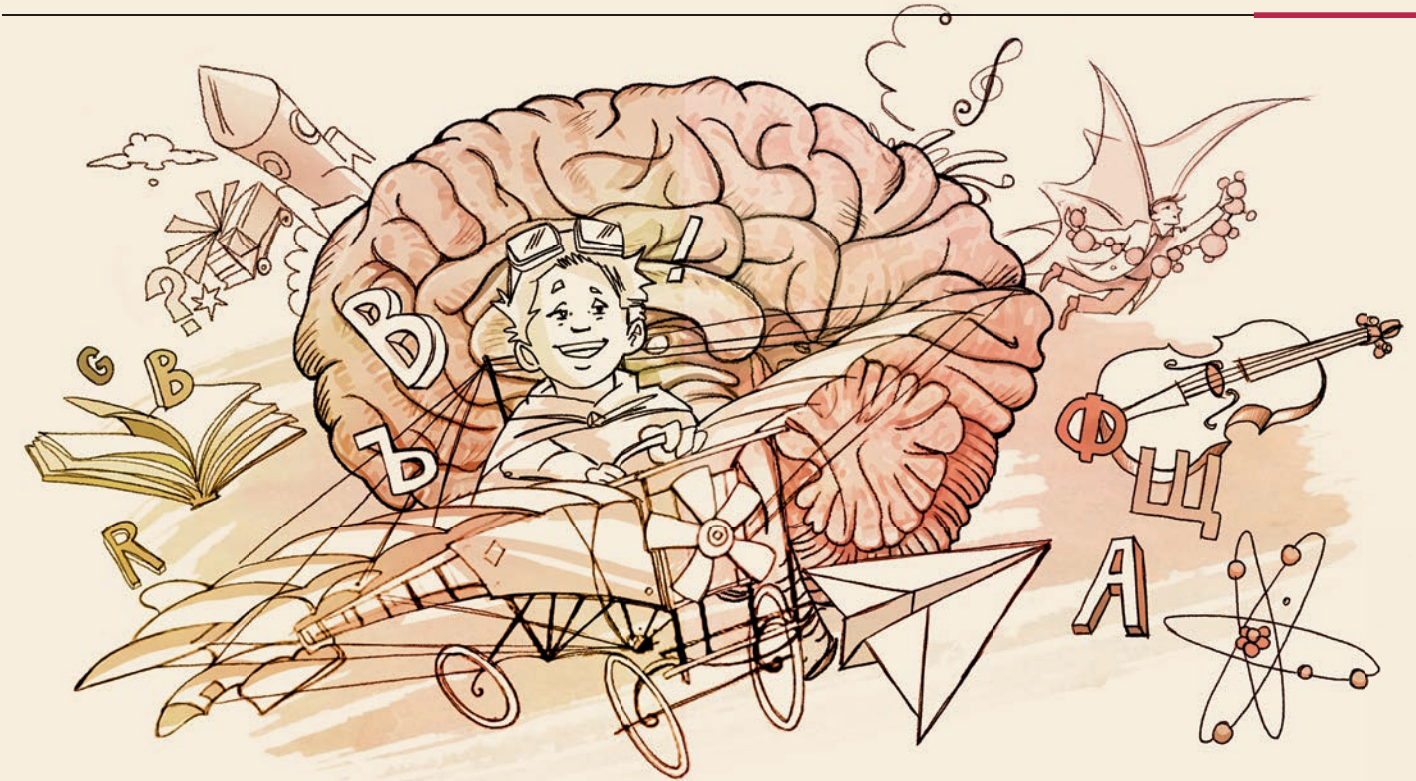
Ein Kind lernt neue Inhalte, indem es Gedächtnis Spuren und damit innere Struktur ausbildet; ein Erwachsener hingegen lernt, indem er auf vorhandene Strukturen zurückgreift und sie verknüpft. Lernen ist also beim Kind nicht das Gleiche wie beim Erwachsenen. Kinder entwickeln neue Strukturen; Erwachsene nutzen vorhandene Strukturen und verändern sie dadurch.

Kinder lernen deutlich schneller als Erwachsene (was alle Großeltern wissen, die mit ihren Enkelkindern Memory spielen). Kleine Kinder müssen schnell lernen, denn sie wissen ja noch nichts und sollen sich die Welt rasch aneignen. Erwachsene Menschen wissen schon sehr viel und können dieses Wissen nutzen, um sich Neues anzueignen.

Wer schon fünf Sprachen kann, lernt auch als Erwachsener die sechste Sprache schneller als jemand, der nur seine Muttersprache beherrscht. Und so ist es auch in allen anderen Bereichen: Wer schon fünf Musikinstrumente spielt, lernt das sechste schneller als jemand, der noch keines gelernt hat. Auch wer sich in Geschichte oder Philosophie auskennt, hat mehr von einem neuen Geschichts- oder Philosophiebuch; und „Star-Wars“-Fans verstehen einen neuen Film besser und haben mehr von ihm als Anfänger.

Mit unserem Gehirn verhält es sich so wie mit den Muskeln in unserem Körper: Nur wenn wir trainieren, werden und bleiben wir fit. Wichtig ist nun die vergleichsweise junge Einsicht, dass es mit der Leistungsfähigkeit unseres Gehirns nicht anders ist: Es entwickelt nur dann seine Leistungsfähigkeit, wenn wir es in Kindheit und Jugend in jeglicher Hinsicht bestmöglich nutzen und es damit überhaupt erst ausbilden.

Im Gegensatz zu einem Computer, dessen Leistungsfähigkeit technisch bedingt ist, bildet sich die Verarbeitungs- und Speicherkapazität des menschlichen Gehirns erst durch seine Benutzung. Sie ist weder bei der Geburt schon vorhanden noch entsteht sie von selbst. Betrachten wir als Beispiel unsere Sprachzentren. Diese sind zwar biologisch angelegt, benötigen zu ihrer Ausbildung jedoch hunderttausende sprachlicher Inputs, aus denen das Gehirn mittels Extraktion statistischer Regeln allgemeine Wörter (Vokabeln), deren Bedeutungen (Semantik) und die Regeln der Kombination von Wörtern zu komplexeren Bedeutungsstrukturen (Grammatik) ableitet. Ohne sprachlichen Input geschieht dies nicht, und das Ganze muss zudem bis etwa zum 13. Lebensjahr erfolgt sein. Danach ist die Plastizität der Sprachzentren nicht mehr gegeben, die für deren Bildung notwendig ist. Ganz



allgemein gilt: Zur Ausbildung geistiger Leistungsfähigkeit bedarf es der aktiven Auseinandersetzung mit entsprechenden Erfahrungen, mit allen Sinnen und dem gesamten Gehirn.

Zu den wichtigsten Erkenntnissen der Gehirnforschung aus den vergangenen 30 Jahren gehört die Einsicht, dass sich das Gehirn mit jedem Gebrauch ändert – man spricht von Neuroplastizität bzw. ihrer Konsequenz: Lernen. Erst hierdurch entfaltet das Gehirn überhaupt seine Leistungsfähigkeit. Es besteht aus etwa 100 Milliarden Nervenzellen, von denen jede über bis zu 10000 Verbindungen mit anderen Zellen vernetzt ist. Die Nervenzellen verarbeiten Informationen in Form elektrischer Impulse, indem sie sich diese wechselseitig zuspitzen. Hierbei überqueren diese Impulse die Verbindungsstellen der Nervenzellen – die Synapsen –, die hierdurch ihre Stärke der Verbindung ändern. Die „Hardware“ Gehirn ändert sich somit durch ihre Benutzung, das heißt durch die auf ihr laufende „Software“. Diese Änderungen der Synapsenstärken sind die Speicherung! Die Verarbeitung von Informationen geht automatisch mit ihrer Speicherung einher. Beide Funktionen sind zwei Aspekte eines Prozesses: des Gebrauchs von Nervenzellen. Dieser führt daher auch zu einer zunehmend besseren Verarbeitungsleistung während Kindheit und Jugend.

Folglich sind Bildungsinvestitionen im Kindergarten mit Abstand am besten aufgehoben, denn dort ist die Bildungsrendite am höchsten. Und weil sich das Gehirn überhaupt nur durch seine Benutzung „bildet“, ist es auch nur durch diese Bildung überhaupt leistungsfähig. Und genau deswegen ist die Bildung in Kindheit und Jugend so wichtig, wenn die Leistungs-

fähigkeit des Gehirns krankheitsbedingt abnimmt. Bildung ist aus dieser Sicht die beste Vorbeugung gegen Demenz.

Ein Beispiel: Wer zweisprachig aufgewachsen ist und zeitlebens die zweite Sprache spricht, bekommt die Symptome einer Demenz mit einer Verspätung von etwa fünf Jahren. Dabei ist es nicht so, dass die krankheitsbedingten Gehirnveränderungen später auftreten; vielmehr verfügt ein gut gebildetes Gehirn über mehr Reserven, die es nutzen kann, wenn die Hardware langsam kaputtgeht. Es gibt kein Medikament, mit dem sich das Auftreten einer Demenz auch nur annähernd so gut verzögern ließe, wie das für Zweisprachigkeit nachgewiesen ist.

Krankhafte Veränderungen bei Alzheimer-Demenz werden also durch geistige Tätigkeit nicht verhindert. Vielmehr kann ein gebildeter Geist deutlich kränker sein als ein schwacher Geist, ohne dass man das merkt. Man kann sich die Zusammenhänge genauso vorstellen wie im körperlichen Bereich auch: Ein Gewichtheber, der an Muskelschwund erkrankt, wird über längere Zeit noch kräftiger sein als die meisten anderen Menschen, die nicht an einer Muskelkrankheit leiden. Bei der geistigen Leistungsfähigkeit verhält es sich im Prinzip genauso, nur ist hier der Effekt deutlich größer, denn das Gehirn ist flexibler als jedes andere Organ in unserem Körper, einschließlich der Muskeln.

DER AUTOR



Manfred Spitzer ist Professor für Psychiatrie an der Universität Ulm, Leiter der Psychiatrischen Universitätsklinik in Ulm und einer der bekanntesten Hirnforscher Deutschlands. Sein Buch „Digitale Demenz“ ist ein vielsprachiger Bestseller.



Am besten sind Bildungsinvestitionen im Kindergarten aufgehoben, denn dort ist die Bildungsrendite am höchsten



»Es gibt nicht nur Modeberufe«

13 FRAGEN AN ... ERIC SCHWEITZER, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammerstages (DIHK)

1 Herr Schweitzer, sind Berufsausbildung und Studium noch im Gleichgewicht? Nein, das sehe ich inzwischen nicht mehr. Wir haben heute 150 000 Studienanfänger mehr als vor gut zehn Jahren. Da ist nach meinem Gefühl etwas aus der Balance geraten.

2 Wie kommen die Schüler darauf, dass man studieren muss? Das haben sie von uns allen. Viele Eltern machen Bildungserfolg heute daran fest, ob ihr Kind studiert. Es wird oft automatisch unterstellt, dass eine Ausbildung schlechter ist. Das Studium gilt als Heilsbringer.

3 Was kann man dagegen tun? Besser beraten. Ich will, dass jeder Schüler den Weg finden kann, der für ihn richtig ist.

4 Woher wollen Sie wissen, was für den einzelnen das Beste ist? Klar, ich kann auch nicht in die Glaskugel gucken - und dann prophezeien: „Mach' dieses oder jenes, dann wirst du in 20 Jahren Millionär sein.“ Jeder muss für sich selber herausfinden, was für ihn gut ist. Aber wir können helfen.

5 Indem Sie IHK-Berater schicken, die den Schülern den Studienwunsch ausreden? Wir müssen deutlich machen, dass es nicht nur zehn Modeberufe gibt, die jeder kennt, sondern über 330 spannende Ausbildungen. Da herrscht großes Unwissen - vor allem an Gymnasien.

6 Das heißt, eigentlich müssten wir die Schulen über Berufe aufklären? Es ist bitter nötig, dass auch Studienräte mehr über die vielen Berufe wissen. Bei vielen Lehrern - nicht bei allen! - ist eine ziemlich realitätsferne Vorstellung von Wirtschaft zu finden. Bei den Gymnasiallehrern herrscht oft noch das Verständnis vor, „ich bilde meine Schüler für Abitur und Studium“.

7 In Wahrheit wollen Sie den Zugang zum Studium wieder verknappen. Wenn knapp ein Drittel der Bachelor-Studierenden abbricht, läuft etwas falsch. Deshalb wollen wir eine zielgenauere Auswahl der Studierenden.

8 Wie sollen die Hochschulen ihre Studenten auswählen? Sie sollen in Eignungsgesprächen die Persönlichkeit und die Interessen des Bewerbers ergründen. Es muss auch fachbezogene Tests geben. Ich bin für eine Auswahl der Studierenden, die nicht nur über Noten geht. Der Numerus Clausus darf nicht das Maß aller Dinge sein.

9 Wir haben bis zu einer halben Million Studienanfänger! Ich weiß, dass das ein großer Aufwand ist. Aber wenn ein junger Mensch die Grundsatzentscheidung trifft, dass ein Studium das Richtige für ihn ist, dann sollten wir ihm alle nötigen Informationen zur Verfügung stellen, damit er später nicht abbricht.

10 Über Assessment-Center an den Hochschulen wird seit zehn Jahren geredet - zu teuer. Große Unternehmen machen das mit gutem Erfolg und ich meine, auch die Hochschulen sollten mehr in die Auswahl investieren. An die 100 000 junge Leute brechen jedes Jahr ihr Studium ab. In diesen Fällen wollen wir helfen. Wir berücksichtigen die Vorqualifikationen und verkürzen gegebenenfalls die Lehre. Statt drei Jahren braucht man dann vielleicht nur 1,5 Jahre. Die Unternehmen reißen sich vielfach um die Studienabbrecher für ihre Ausbildungsplätze.

11 Sind Sie mit den Hochschulen zufrieden? Bei der Bewerberauswahl nicht. Im Grunde gehen wir jetzt hin und versuchen, denen zu helfen, für die die Universität doch der falsche Weg war. Was wir machen, ist also Nachsorge: Wir beseitigen nicht die Ursache, sondern lindern nur das Problem. Deswegen bin ich für Vor-sorge.

12 Brauchen wir Studiengebühren? Studiengebühren sind aus meiner Sicht richtig, solange sie nicht zu einer sozialen Auslese führen.

13 Wie kann man solche Gebühren erheben? Nachträglich. Das ist sozial gerecht. Wenn jemand zum Beispiel Medizin studiert hat und danach gut verdient, dann kann er sich nach seinem Studium finanziell beteiligen. Indem er dem Steuerzahler, der seine Karriere am Anfang finanziert hat, etwas zurückgibt.

ZUR PERSON

Eric Schweitzer, 50, studierte und promovierte an der Freien Universität Berlin. Zusammen mit seinem Bruder Axel führt er das Berliner Recyclingunternehmen ALBA Group. Seit dem Jahr 2004 ist Eric Schweitzer Präsident der Industrie- und Handelskammer Berlin, 2013 wurde er außerdem zum Präsidenten des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK) gewählt, der Dachorganisation von mehr als 3,6 Millionen Unternehmen, vor allem der gewerblichen Wirtschaft. Schweitzer ist überdies aktiv in Verbänden der Entsorgungswirtschaft. Als DIHK-Präsident kritisierte Schweitzer jüngst, Bachelor-Absolventen seien nicht fit für den Arbeitsmarkt.

Die 13 Fragen stellte **Christian Füller**, Journalist, Buchautor und Pisaversteher.

DER DSW-PRÄSIDENT HAT DAS LETZTE WORT

Lasst sie studieren!

Nennen wir ihn Walid. Er ist Mitte zwanzig, hat während des Einsatzes der Bundeswehr in Afghanistan gedolmetscht, und nun ist er vor den Taliban, die das Land wieder zu übernehmen drohen, nach Deutschland geflüchtet. Walid will das Zahnmedizinstudium, das er in Kabul begann, hier fortsetzen. Deutsch kann er ja; den Sprachtest an der Universität X besteht er mühelos, seine afghanische Hochschulqualifikation kann er nachweisen. Doch seit mehr als zehn Monaten wartet er auf einen Asylbescheid; sollte er in Deutschland bleiben dürfen, muss er 15 weitere Monate auf BAföG warten. Vermögen hat er keines mehr; seine Familie hat alles für die Schleuser ausgeben müssen. Walid lebt vorläufig in einem Zeltlager. Tagsüber geht er zur Universität, zum Essen und Schlafen muss er ins Zelt. Dort ist es voll, laut, und vor wenigen Tagen sind rechte Demonstranten aufmarschiert...

Würden Sie unter solchen Umständen studieren können?

Der Fall ist fiktiv, aber nicht abwegig oder unrealistisch. Ich will damit zeigen, dass das Schicksal fliehender Menschen sich nicht „erfüllt“, wenn sie es, zumindest körperlich unversehrt, nach Deutschland schaffen. Hier beginnen neue, andere Probleme - erst recht für die Studierwilligen und Studierfähigen unter den Hunderttausenden von Flüchtlingen, die allein in diesem Sommer und Herbst nach Deutschland kommen. Das deutsche Hochschulsystem befasst sich in den Tagen, da ich diese Zeilen schreibe, sehr intensiv damit, wie man zu einem möglichst einheitlichen, menschenwürdigen, möglichst unbürokratischen Umgang mit dieser Gruppe von Studierenden gelangen kann. Ich wünsche mir eines: dass Bund und Länder, Hochschulen und Studentenwerke, aber auch die Studierenden gemein-

»Gelingt es dem deutschen Hochschulsystem, gegenüber Flüchtlingen so großzügig zu sein wie die deutsche Zivilgesellschaft?«

Dieter Timmermann, Präsident des Deutschen Studentenwerks



sam jene beeindruckende Hilfsbereitschaft aufbringen, jenes bewundernswerte Engagement, das die deutsche Zivilgesellschaft bisher den Flüchtlingen gegenüber aufgebracht hat. Gelingt es, diese Haltung von Großzügigkeit und Mitmenschlichkeit auch im Hochschulsystem aufzubringen, wäre der erste Schritt schon getan.

Dann beginnen allerdings die Mühen der Ebene. Asyl- und Aufenthaltsrecht, Hochschul- und Förderrecht sind alles andere als harmonisiert in Bezug auf Flüchtlinge. Bei ihrer Registrierung und Erstaufnahme spielen, soweit ich es sehen kann, Qualifikation und Bildungsaspirationen noch keine Rolle. Und nochmal einmal: Wer es nach Deutschland schafft, muss vor allem: warten, warten, warten.

Wir sollten die Bedingungen dafür schaffen, dass studierwillige Flüchtlinge bei entsprechender Qualifikation und Eignung in Deutschland nicht viele Monate, ja Jahre warten müssen. Lasst sie studieren!

D. Timmermann

Antworten Sie oder diskutieren Sie mit Dieter Timmermann:

» dieter.timmermann@studentenwerke.de

Foto: Kay Herschelmann

Schöner Wohnen im Studium!

Die Studentenwerke machen es möglich, mit 189.500 Wohnheimplätzen. Einzelzimmer, Apartments oder WGs – möbliert, mit Internetanschluss, studentisches Lebensgefühl inklusive.



Fotos: Kay Herschelmann(3x), Studentenwerke Osnabrück und München



Hilfe für Flüchtlinge Jetzt spenden!

Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht vor Krieg, Hunger, Gewalt und Verfolgung. Die Hilfsorganisationen von Aktion Deutschland Hilft lassen die Menschen nicht im Stich und helfen dort, wo Flüchtlinge dringend Hilfe brauchen. **Helfen auch Sie - mit Ihrer Spende!**



Spendenkonto (IBAN): DE62 3702 0500 0000 1020 30

Stichwort: Hilfe für Flüchtlinge

Online spenden unter: www.Aktion-Deutschland-Hilft.de



**Aktion
Deutschland Hilft**
Bündnis deutscher Hilfsorganisationen